



Leseprobe

Åsa Larsson

Wer ohne Sünde ist

Thriller. Der neue Thriller der Bestsellerautorin – ausgezeichnet als bester schwedischer Krimi des Jahres

»Ein höchst abwechslungsreiches Krimi-Abenteuer, sowohl für Fans als auch für Neueinsteiger.« *Freundin*

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 592

Erscheinungstermin: 28. März 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die schwedische Bestsellerautorin Åsa Larsson meldet sich endlich zurück! Ein grandioser neuer Fall für Staatsanwältin Rebecka Martinsson

»Bitte hilf mir, Rebecka!« Der Gerichtsmediziner Lars Pohjanen, der todkrank ist, bittet die Staatsanwältin Rebecka Martinsson, ihm zuliebe einen längst verjährten Mordfall wiederaufzunehmen. Aus purem Mitleid stimmt sie zu, auch wenn sie in Gedanken ganz woanders ist: Die beiden wichtigsten Männer in ihrem Leben – Krister, der Führer der Hundestaffel, und Mons, der smarte Jurist aus Stockholm – haben sich wütend von ihr abgewandt, nachdem Rebecka den einen mit dem anderen betrogen hat. Doch der Cold Case, dem sie sich zuwendet, benötigt ihre volle Aufmerksamkeit, denn er fördert Unheilvolles über ihre Heimatstadt Kiruna zutage. Aber vor allem zwingt er Rebecka, sich dem dunkelsten Kapitel ihrer eigenen Vergangenheit zu stellen

Im letzten Band der gefeierten Rebecka-Martinsson-Reihe beweist Åsa Larsson mit einer fulminanten Spannungshandlung, atmosphärischen Landschaftsbeschreibungen und einem faszinierenden Porträt Kirunas einmal mehr, dass sie Schwedens unangefochtene Queen of Crime ist. Der Roman wurde mit dem Schwedischen Krimipreis ausgezeichnet.

»Knorrige Figuren, präzise Milieus, packender Plot – Åsa Larsson schreibt derzeit die besten Skandinavien-Krimis.« *Hörzu*

Entdecken Sie die weiteren Bände der Rebecka-Martinsson-Reihe. Alle Romane sind auch einzeln lesbar.

1. Sonnensturm
2. Weiße Nacht
3. Der schwarze Steg

DIENSTAG, 26. APRIL

ALS SICH RAGNHILD PEKKARI FÜR den Tod entschied, wurde das Leben etwas erträglicher.

Sie hatte einen Plan. Nachts auf dem harschen Schnee Ski fahren, eine Strecke von zwei Stunden, falls sie nicht einbrach. An ihrem Ziel, einem Gebirgsbach, über den immer eine Schneebrücke führte, würde sie Feuer machen und ihre letzte Tasse Kaffee trinken. Sie würde Schnee schmelzen und in den Rucksack schütten, damit er nass und schwer wurde und wenig Luft enthielt. Dann würde sie auf Skiern auf die Schneebrücke fahren, unter der das Wasser dahinströmte, und wenn es wie erwartet lief, würde die Schneebrücke einbrechen. Andernfalls müsste sie sich mit dem Stock über die Kante schieben.

Es würde unglaublich schnell gehen. Keine Chance, es sich mit einem schweren Rucksack ohne Auftrieb und Skiern an den Füßen anders zu überlegen.

Dann würde es endlich vorbei sein.

Sie war mit dem Tod verabredet. Und würde ihn auch treffen, und zwar an dem Tag, den sie insgeheim festgelegt hatte, allerdings nicht ganz so, wie sie es sich vorstellte.

Nachdem sie sich entschieden hatte, ließ der Druck nach. Ihr Inneres reckte sich wie die Birken im Wald. Der Winterschnee hatte sie zu frostigen Bögen gekrümmt. Jetzt, in der Milde des Vorfrühlings, richteten sie sich erleichtert auf, und ihre Farbe ging von Grau in Violett über, die liturgische Farbe der Buße.

Letztes Jahr im Juni war sie in Rente gegangen. Der Chef der Klinik hatte eine ganz offensichtlich unvorbereitete Rede gehalten und ein falsches Antrittsjahr genannt, obwohl er das mühelos

hätte nachsehen können. Dieser Dreckskerl! Er war einer dieser Ärzte, die sich durch Ragnhilds Größe bedroht fühlten. Seine rechte Hand, Elisabeth aus der Verwaltung, hatte das Geschenk besorgt. Einen Flaschenöffner in der Form eines silbernen Delfins. Nach all den Jahren – so etwas. Elisabeth war seit zwanzig Jahren in der Verwaltung tätig und hatte nicht den blassesten Schimmer, was die Schwestern auf Station leisteten. Sie war immer auf Seiten der Direktion und erhöhte den Druck mittels dieser Dienstpläne und zusätzlicher Aufgaben. Und jetzt auch noch dieser Silberdelfin! Ragnhild zwang sich zu einem unaufrechten »Danke« und verspürte dabei das dringende Bedürfnis, nach Hause zu fliehen und sich mit Stahlwolle zu schrubben.

Sie hätte kotzen können. Dieser Ausstand mit billigen Papierservietten und einer Torte aus dem Supermarkt. Einige Ärzte hatten sich im Pausenzimmer blicken lassen. Ragnhild hatte mit den anderen Schwestern Blicke gewechselt. Seltsam, dass Ärzte nie auf Notrufe reagierten, sich aber blitzschnell zu Süßigkeiten beamen konnten. Mit vollem Mund hatte einer der Assistenzärzte gefragt: »Was feiern wir eigentlich?«

Nach dem letzten Dienst hatte sie ihre Kolleginnen umarmt. Dann hatte sie eine Weile vor ihrem Spind gestanden, den sie fast dreißig Jahre lang benutzt hatte, ihn schließlich ein letztes Mal zugemacht und das Krankenhaus mit einem unwirklichen Gefühl und dem verdammten Delfin in einer Tüte verlassen.

Der Sommer verlief dann wie immer und kam ihr wie ein langer Urlaub vor. Es wurde Herbst, und sie legte sich neue Gewohnheiten zu. Zusammen mit einer ehemaligen, ebenfalls pensionierten Kollegin meldete sie sich zu einem Webkurs für Fortgeschrittene an. Trainierte jeden Tag, ging ins Fitnessstudio oder spazierte im Wald. Natürlich las sie auch Bücher, fast eines pro Tag.

Die erste Hälfte des Winters verging. Sie wusste, dass im Krankenhaus Personalmangel herrschte, aber niemand meldete sich bei ihr. Elisabeth hasste sie und wollte sie natürlich nicht zurückhaben.

Die Weihnachtsfeiertage verbrachte sie allein, was sich erstaunlich einsam anfühlte. Bislang hatte sie an den wichtigen Feiertagen immer gearbeitet.

Eines Montags Anfang März, als sie mit Tüten beladen vom Supermarkt nach Hause ging, überraschte sie eine Erinnerung aus der Kindheit.

Sie war nicht alt, vielleicht sechs. Sie hatte einen Onkel aufs Eis begleitet, und er hatte einen kaputten Außenborder in ein von ihm aufgesägtes Eisloch geworfen. Die Tante hatte dort am gleichen Tag Bettlaken ausgespült, und er nutzte die Gelegenheit, sich seines Gerümpels zu entledigen. Damals war es nicht ungewöhnlich, ausgediente Kühlschränke und anderes aufs Eis zu schaffen. Wenn das Eis schmolz, sanken die Dinge auf den Flussgrund. Aber jetzt gab es ein Eisloch, und da ließ sich alles reinwerfen, bevor es wieder zufror. Sie hatte am Rand des Loches gestanden. Ihr Onkel hatte ihr nicht verboten, so nahe am offenen Wasser zu stehen. Sie sah den schweren Bootsmotor ins Wasser plumpsen und dann langsam, gleichsam schwebend, versinken, bis er weich auf dem Grund landete.

Sie erinnerte sich an das Schwindelgefühl, das den Blick in die Tiefe begleitete. Die Gefahr, so nahe zu stehen, und den langsame, hypnotischen Tanz des Motors durch die Sonnenstreifen. Sie spürte den Sog, das Gefühl, zu fallen, hinabzuschweben. Eine Wolke aus Schlamm stieg auf, als der Motor lautlos auftraf.

So war es einfach. Während sie sich nach ihrem Wocheneinkauf mit den Einkaufstüten abschleppte, war ihr Motor auf den Grund gesunken. Neun Monate, nachdem sie in Rente gegangen war, dachte sie: »Jetzt reicht's.«

Die Erleichterung war unbeschreiblich. Sie beschloss, noch diesen letzten Vorfrühling zu leben. Und dann einen Schlussstrich zu ziehen, bevor der Vorfrühling in die sogenannte »Seufzer-Zeit« überging und der Schnee eine dicke Decke bildete, die weder trug und noch barst, aber hin und wieder mit tiefen Seufzern nachgab.

Im März und April lief sie im Wald Ski. Jeden Tag, bei Sonne

oder Schneesturm. An sonnigen Tagen machte sie ein Feuer, setzte sich auf ihre Sitzunterlage aus Rentierfell, trank Kaffee und aß belegte Brote. Sie las keine Bücher mehr. Sie blickte nach innen und staunte über die Stille. Über die seltsame Kraft ihres Entschlusses, der ihren trüben Schmerz fast vollkommen getilgt hatte.

Ende April begann sie mit dem Todesputz, aber nicht allzu gründlich. Er durfte nicht auf Selbstmord hinweisen. Allein der Gedanke, dass jemand den Kopf zur Seite neigen und sagen könnte: »Sie war sicher sehr einsam.«

Nein, es sollte wie ein Unfall aussehen. Im Kühlschranks mussten verderbliche Lebensmittel stehen. Außerdem trug sie ihre Winterjacke in die Reinigung. Wer brachte seine Kleider in die Reinigung, wenn er vorhatte, sich das Leben zu nehmen? Den rosa Einlieferungsschein legte sie deutlich sichtbar auf die Arbeitsplatte neben den Wasserkocher.

Vor dem Fenster tropfte es von den Eiszapfen an der Regenrinne. Ein eintöniges Klimpern, das sich im Verlauf des Frühjahrs beschleunigte. Der Schnee stürzte vom Dach und schmolz auf dem Asphalt. Der Tag rückte näher. Auf dem harschen Schnee ließ sich nachts gerade noch langlaufen, was ja eine Voraussetzung war.

Während sie aufräumte, machte sie sich ausgiebig Gedanken über die Fotos ihrer Tochter. Die konnten nicht wie bisher in ihren Lieblingsromanen im Regal stecken bleiben. Es bestand die Gefahr, dass die Bücher für fünf Kronen das Stück beim Roten Kreuz auf dem Wühltisch landeten, und dann durften nicht Paulas Fotos herausfallen. Wie sie sich dann den Mund zerreißen würden! »Warum hat sie Fotos von ihrer Tochter in die Bücher gelegt? Seltsame Person.« Leidtun würde sie ihnen. Nein danke, bloß nicht.

Was tun? Sollte sie sie einrahmen und ins Regal stellen? Verbrennen? Sie hielt sie eine Weile in der Hand. Hier war Paula zwei Jahre alt, mit strahlendem Lächeln, Eiscreme im ganzen Gesicht und Prinzessinnenkrone auf dem Kopf. Mit fünf auf

ihrer ersten Gebirgswanderung zum Trollsjön an einem heißen Tag, die Landschaft blühte, sie trug nur Unterhose und Sonnenhut und wälzte sich in vereinzelt, übrig gebliebenen Schneeflecken. Als sie müde wurde, trug Ragnhild sie auf ihren Schultern.

Damals war ich zäh wie eine Zwergbirke, dachte Ragnhild jetzt. Mit Rucksack und einem Kind den Berg hinauf! Ein Klacks.

Sie nahm ein Sommerbild vom Strandbad Pite in die Hand, auf dem Paula ihre Großmutter umarmte. Und dann waren da noch die üblichen Schulfotos. Langweiliger blauer Hintergrund und ein Lächeln, das keines war, sondern nur ein starr geöffneter Kindermund, der dem Schrecken in den Augen entsprach.

Ragnhild schaute die Fotos vorsichtig und mit flacher Atmung durch und saß dabei ganz still da. In ihrem Inneren wohnte immer noch ein Tier, das erwachen konnte. Sie musste aufpassen. Sie fürchtete dieses Muttertier, das mit gesträubten Nackenhaaren und rollenden Augen aus seinem Bau kriechen konnte. Wütend, verletzt und besinnungslos. Mit dem Bedürfnis, zu erklären, zu ordnen, Vergebung zu finden und auf Mitschuldige zu deuten. Anrufe zu tätigen.

Schließlich legte sie die Fotos von Paula in eine Schreibtischschublade.

Eigentlich mussten die Fenster geputzt werden, aber jetzt waren andere Aufräumaktionen angesagt. Das Private musste weg. Eine zu ordentliche Wohnung machte aus ihr nur eine bemitleidenswerte Person ohne Lebensinhalt. Mit den Fenstern konnte sich ruhig jemand anderes abrackern.

Den letzten Tag verbrachte Ragnhild wie geplant. Am Abend packte sie ihren Rucksack mit schweren Sachen, die passend wirken sollten, der Trangia-Sturmkocher, ein altes Winterzelt, eine Flasche Wein, ein Winterschlafsack, ein Rentierfell und eine Daunenjacke.

Sie goss auch noch die Blumen. Sie hatten schließlich niemandem etwas getan.

Dann zog sie ihre Bibel aus dem Regal.

»Falls du mir noch etwas zu sagen hast«, sagte sie zu Gott.

Sie schlug das Buch einfach irgendwo auf und landete im Buch der Richter. Jaël tötet den Feldhauptmann Sisera. Als er schläft, schleicht sie sich mit einem Hammer in der Hand an ihn heran, schlägt ihm einen Zeltpflock durch die Schläfe und nagelt ihn am Boden fest.

»Du bist lustig«, wies Ragnhild den Herrgott zurecht. »Wie ein übellauniger Alter. Hast immer eine Meinung, aber tust nichts.«

Sie schlug die Bibel zu. Diese Verse waren für sie bedeutungslos.

Als gegen ein Uhr nachts in der Grube gesprengt wurde, zitterte das Haus ein wenig. Da legte sie sich aufs Bett und schlummerte eine Weile.

Um halb drei Uhr nachts zog sie zum letzten Mal ihre Wohnungstür zu. Sie empfand dabei nichts Besonderes. Wie immer dachte sie: »Wasserhahn zu, Herd aus.« Dann schloss sie ab.

Sie verstaute Skier und Gepäck im Auto. Die Zeit der Mitternachtssonne begann erst in drei Wochen, aber schon jetzt waren die Nächte deutlich heller. Mit Ausnahme der Geräusche aus dem Bergwerk, die nachts nicht vom Stadtverkehr übertönt wurden, herrschte Stille in Kiruna. Da war das Kreischen der verlangsamenden Eisenerzzüge und das Rumpeln, wenn die Bremsen gelöst wurden und die Züge wieder anfuhr. Und das Brausen der Grubenventilation.

Trotzdem war die Grube, die diese Scheißstadt unerbittlich von unten zerfraß, erstaunlich leise.

Kein Mensch war zu sehen, als sie Kiruna verließ. Die Stadt wirkte verlassen, entvölkert. Als hätte man sie bereits geräumt.

Wenig später befand sich Ragnhild auf der E 10. Sie überlegte, wie lange es wohl dauern würde, bis jemand den Schlüsseldienst verständigte und ihre Wohnung betrat. Kolleginnen, die sich nach ihr erkundigen könnten, gab es nicht mehr, aber einige Aktivitäten, an denen sie regelmäßig teilnahm. Yoga, Gymnastik und die letzte Stunde des Webkurses, der jetzt endete. Mehr als zwei Wochen würden nicht verstreichen, bevor man sie vermisste.

Sie bog nach Osten Richtung Vittangi ab. Die Landstraße folgte dem Fluss ihrer Kindheit, dem Torneälven. Sie dachte an die baldige Eisschmelze, das Sprießen der Blätter, das Vogelgezwitscher und die Mitternachtssonne. Sie fühlte in sich hinein, verspürte aber keine Sehnsucht, all dies noch einmal zu erleben.

Sie schaltete das Autoradio nicht ein, und außer einigen Lastwagen mit Eisenerz war kein Verkehr. Die Straße war trocken, und der Bodenfrost hatte viele Schlaglöcher hinterlassen.

Sie parkte auf einer geräumten Ausweichstelle, klemmte die Skier unter den Arm und folgte der Landstraße auf der Suche nach einem günstigen Ort, um den vereisten, buckligen Schneewall zu überwinden. Irgendwo mit gebrochenen Armen und Beinen zu liegen, passte nicht in ihren Plan.

Als sie schließlich in den Wald gelangte, sah sie sich um. Das Auto und die Landstraße waren hinter dem hohen Schneewall verschwunden. Sie existierten nicht mehr.

Die Bergfinken zwitscherten. Viele dieses Jahr. Ihr Lärm erinnerte an einen Tropenwald, verstärkte dieses wiederkehrende Gefühl, wenn sie in den Wald ging, eine Welt zu verlassen und eine neue zu betreten. Der Wald erschien ihr wie eine Mutter. Eine Göttin, vielleicht die Máttaráhkka der Sami, die sie willkommen hieß. Wie wenn man von einem Schulhof, auf dem man geärgert wurde, zur Mutter nach Hause läuft, die behutsam die Tür des Zufluchtsortes hinter einem schließt, an dem man von niemandem behelligt werden kann.

Jetzt gab es nur sie und den Wald. Kupferschimmernde Kiefern. Große alte Tannen mit grauen Unterröcken. Der Himmel changierte von Rosa zu Hellblau, mit der tief stehenden Morgensonne im Südosten und dem weißen Vollmond im Nordwesten. Sie strahlten um die Wette, und ihr Licht war ineinander verflochten wie der Zinndrahtschmuck der Sami.

Sie schnallte ihre Langlaufskier an und glitt mit leichtem Abstoß über den harschen Schnee. Er war hart und glänzte, und es erforderte eine gewisse Geschicklichkeit, sich auf den Bei-

nen zu halten, da die Skier immer wieder seitlich wegrutschten. Unter den Bäumen, wo der geschmolzene Schnee herabgetropft und gefroren war, war der Harsch besonders fest und glich körnigem, dickem Glas. Wenn die Morgensonne zu sehr wärmte und den Schnee aufweichte, könnte sie diese schattige Route wählen.

Aber noch trug der Harsch, und sie kam mühelos voran. Die Stahlkanten ihrer Langlaufskier hinterließen kaum Spuren. Sie hörte Raben, die aus der Ferne fast wie bellende Hunde klangen, aber nach wenigen Augenblicken tauchten sie auf und flogen spähend über sie weg, riefen sich etwas zu.

Die Zeit verging, und sie war erstaunt, als sie das Rauschen des Wassers hörte. War sie etwa bereits am Ziel? Sie schaute auf die Uhr. Halb sechs. Sie legte das letzte Stück zwischen den Weiden zurück, die bereits ihre wolligen Kätzchen trugen.

Sie folgte dem Gebirgsbach stromabwärts bis zur Schneebrücke. Sie war noch da. Ein schöner Steg aus Schnee und Eis über der obersten Stromschnelle.

Erst einmal wollte sie Kaffee trinken. Nur zwanzig Meter von der Brücke entfernt stand auf einem Hügelchen eine hübsche kleine, knorrige Krüppelkiefer. Um ihren Stamm herum war der Schnee bereits geschmolzen. Dort konnte sie ein Feuer machen.

Sie sammelte Trockenholz und was sie sonst zum Anzünden benötigte: graue Tannenzweige, Birkenrinde, Bartflechte und Wacholderreisig. Sie schlug ein Loch in den Harsch und füllte Kaffeekeffel und Kochgeschirr mit Schnee. Sie wagte sich nicht zum Wasserholen an den Fluss, denn das Ufer war vereist, und sie wollte nicht hineinfallen. Über die unzureichende Logik dieser Vorsichtsmaßnahme musste sie lächelnd den Kopf schütteln. Aber es sollte nun einmal so geschehen, wie sie es sich vorgenommen hatte.

Mit dem Zündstein machte sie Feuer. Sie war stolz darauf, überall und bei jedem Wetter ohne Streichhölzer Feuer machen

zu können. Seit über fünf Jahren hatte sie dieselbe Streichholzschachtel in der Tasche. Aber eigentlich war es lächerlich, sich innerlich damit zu brüsten.

Als der Kaffee aufkochte, klingelte zu ihrem großen Erstaunen ihr Handy. Sie nahm den Kaffeekessel vom Feuer und zog das Handy aus der Innentasche ihrer Jacke. Drei Minuten nach sechs. Eine Festnetznummer. Wer hatte heutzutage noch ein Festnetz? Es war eine 0981-Vorwahl. Das Dorf ihrer Kindheit lag in der Region.

Argwöhnisch starrte sie auf ihr Handy. Sie hatte jahrelang nicht mehr mit Leuten aus der Gegend gesprochen. Das Klingeln nahm kein Ende. Schließlich nahm sie das Gespräch an.

Eine Männerstimme. Sie klang jung.

»Spreche ich mit Ragnhild Pekkari?«, fragte er. »Also. Ich fürchte, dass ich Ihnen eine sehr traurige Nachricht überbringen muss.«

DER MANN AM ANDEREN ENDE nannte seinen Namen und erzählte, er sei der Besitzer des Lebensmittelladens in Junosuando.

»Es geht um Ihren Bruder«, sagte er, »Henry Pekkari. Er war seit fast drei Wochen nicht mehr im Laden.«

Ragnhild sah ein, dass sie etwas sagen musste. Aber ihre Gedanken waren träge und tasteten sich mühsam voran wie ein mit Valium vollgepumpter Patient. Sie brachte kein Wort über die Lippen. Der Lebensmittelhändler fuhr fort: »Vielleicht hat es nichts zu bedeuten, aber Henry kauft normalerweise jeden Donnerstag ein, wenn die Lieferung vom Systembolaget eingetroffen ist. Hallo, *oletko sielä*? Sind Sie noch dran?«

»Ja, ich bin da«, sagte Ragnhild.

»Ich dachte schon, die Verbindung sei unterbrochen. Also, es kommt schon mal vor, dass er wegbleibt, wie jetzt, wenn dem Eis nicht mehr zu trauen ist. Dann sitzt er auf der Insel fest. Dann können Wochen vergehen. Aber er ruft dann immer an. Er wohnt ja allein. Wenn er nicht rüberkommen kann, meldet er sich immer. Wir hier im Laden sind wohl die Einzigen, die er trifft und mit denen er redet. Ich habe versucht, ihn telefonisch zu erreichen, gestern und heute früh. Aber er geht einfach nicht dran.«

»Was Sie nicht sagen«, erwiderte Ragnhild Pekkari äußerst kühl. Ein Ton, den sie anstrengenden Angehörigen oder dem Klinikchef und seinem Fußvolk gegenüber gerne verwendet hatte.

Sie betrachtete den Kessel. Der Kaffee war inzwischen kalt. Sie konnte ihn zwar aufkochen, aber dann würde er wie Katzenpisse schmecken.

Geschieht mir recht, dachte sie. Meine letzte Tasse Kaffee ist ein Eiskaffee.

»Wie dem auch sei«, meinte der Lebensmittelhändler. »Ich dachte, er hätte sich vielleicht bei Ihnen gemeldet.«

»Wir haben seit 31 Jahren keinen Kontakt mehr«, sagte Ragnhild Pekkari. »Das wissen Sie sicher, genau wie alle anderen in Junis.«

»Aber er ist trotz allem Ihr Bruder. Ich dachte einfach, dass ich Sie lieber mal anrufe«, rechtfertigte sich der Lebensmittelhändler.

Ihr fiel auf, dass er in jedem zweiten Satz »ich dachte« sagte, obwohl er vermutlich nicht fähig war, über seine Nasenspitze hinauszudenken.

»Na, dann entschuldigen Sie bitte die Störung«, sagte der Lebensmittelhändler abschließend. »Ich habe die Polizei in Kiruna angerufen, aber die sagen, sie können mit dem Hubschrauber nicht auf der Insel landen, wenn der Schnee weich wie Kartoffelbrei ist.«

Er wollte gerade auflegen, und Ragnhild stellte sich vor, wie er zu seinen Kollegen sagen würde: »Diese Ragnhild Pekkari ist nicht ganz richtig im Kopf. Ihr scheint das alles scheißegal zu sein.«

Da hörte sie sich plötzlich sagen:

»Eine Frage... Wenn Henry bei Ihnen im Laden war, hat er dann auch Hundefutter gekauft?«

»Keine Ahnung«, antwortete der Lebensmittelhändler. »Ich bin nur selten an der Kasse, aber warten Sie, ich frage meine bessere Hälfte. Warten Sie einen Moment!«

Seine Stimme klang sogleich munterer, weil er sich nicht mehr abgewiesen fühlte. Ragnhild bereute ihre Frage. Sie überlegte, das Gespräch abubrechen und ihr Handy auszuschalten.

Aber da war der Mann bereits wieder am Apparat.

Er berichtete, dass Henry auch Hundefutter kaufte.

Ragnhild schaute in den hellblauen Himmel und versuchte, die Erinnerungen an Villa, die Hündin, deren Name »Wolle« in der Sprache ihrer Kindheit bedeutete, abzuwehren.

Villa, mit ihren lieben kleinen Augen und dem weißen Stern auf der Brust. Villa, die Vögel aufscheuchte und den Fährten der Elche folgte, die die Kühe zusammentrieb und in den Sommer-

nächten Maulwürfe jagte. Villa, die im Winter immer an ihrem Fußende geschlafen hatte.

Villa, die bei Henry auf der Insel geblieben war. Damals, vor, meine Güte, sie musste nachrechnen, damals, vor 54 Jahren. Als Henry achtzehn war und den Hof auf der Insel übernommen hatte. Sie war erst zwölf und war mit ihren Eltern und der Pflegegeschwester Virpi in die Stadt gezogen. Weinend hatte sie verlangt, Villa mitnehmen zu dürfen, aber ohne Erfolg. »Villa hält es in einer Stadtwohnung nicht aus«, hatte ihr Vater gesagt. Was er nicht wusste: Das galt für sie alle. Sie waren nicht für eine Stadtwohnung gemacht, wie sich später herausstellte.

Ragnhild war wehrlos. Ein Weinkrampf bahnte sich an. Wegen ihrer Hündin, die schon so lange tot war.

Der Lebensmittelhändler redete weiter. Ragnhild sagte räuspernd »danke«, ein Wort, das ihr nur selten über die Lippen kam. Dann beendete sie das Gespräch.

Sie goss den Kaffee in das Feuer. Es zischte auf. Wie ein Ameisenhaufen lag der Kaffeesatz auf der Asche. Von dem schneefreien Flecken Erde unter der Kiefer klaubte sie etwas Moos und reinigte damit den Kaffeekessel. Dann packte sie ihre Sachen in den Rucksack und schnallte die Skier an.

Die Schneebrücke würde ihr nicht davonlaufen. Der Harsch trug auch noch in einer Woche. Sie würde zurückkehren. Aber jetzt ging es um den Hund auf der Insel. Sie konnte ihn nicht im Stich lassen.

Henry, du verdammter Alki, warum hast du dir bloß einen Hund zugelegt?

Auf dem Rückweg zum Auto sah sie eine Auerhenne. Die Balz raubte ihr jede Angst vor den Menschen. Sie hüpfte über Ragnhilds Skier und folgte ihr dann, wobei sie immer wieder mit schweren Flügelschlägen abhob, um den Anschluss nicht zu verlieren. Vielleicht hatten Ragnhilds Skistöcke die Lust der armen Henne geweckt. Auf alles, was flatterte und sich wie ein balzender Auerhahn bewegte. Manchmal erschienen Waldvogelweibchen in der Paarungszeit auf Schulhöfen, weil sie sich von spie-

lenden, gestikulierenden Kindern angezogen fühlten. Ragnhilds Mutter hatte das immer deren Mutterinstinkt zugeschrieben, der sich sogar auf Menschenkinder erstreckte. Ragnhild hatte das für dummes Zeug gehalten. Die Auerhenne, die ganz und gar ihren Gefühlen ausgeliefert war, verfolgte sie fast zwei Kilometer weit.

»Hör schon auf«, rief Ragnhild ihr zu. »Das lohnt sich nicht.«

Ragnhild fuhr weiter und ließ den Tod vorübergehend hinter sich, wie sie dachte. Aber der Tod lauert immer vor uns. Und jetzt war er ganz nahe.

RAGNHILD PEKKARI TRAF MORGENS KURZ nach neun im Dorf Kurkkio ein. Sie parkte neben Fredrikssons altem Lagerhaus, klemmte Skier und Skistöcke unter den Arm und ging zum Fluss hinunter. Der Weg war bis zur Sauna am Ufer freigeschaufelt. Mit zusammengekniffenen Augen spähte sie zur Insel hinüber. Inzwischen war es wärmer, mehrere Grade über null. Die Eisdecke war heimtückisch, das wusste sie, sie war zwar meterdick, aber butterweich. Brach man ein, versank man in einer Suppe aus Schnee und Eisstücken.

Einige alte Schneemobilspuren führten kreuz und quer über den Fluss und auch zur Insel hinüber. Sie glitzerten in der gleißenden Sonne wie Straßen aus Glas. Vielleicht trugen sie. Andernfalls musste sie bis zum nächsten Morgen warten und sich den Nachtharsch zunutze machen. Aber sie wollte und konnte nicht warten. Sie dachte an den Hund. Und natürlich auch an Henry, aber der war tot. Sie war sich sicher. War auch höchste Zeit.

In nur zweihundert Metern Entfernung lag ihr Elternhaus. Aus der Ferne sah es aus wie früher, aber sie konnte sehen, dass das halbe Stalldach eingestürzt war.

Ihren Rucksack hatte sie im Auto zurückgelassen, nur kein unnötiges Gewicht. Sie wagte nicht, die Skibindungen zu schließen. Falls sie einbrach, wollte sie nicht in den Skiern festhängen. Vorsichtig stieß sie sich ab und glitt in eine Schneemobilspur, die zur Insel führte.

Das Eis war nass und glatt, die Skier rutschten in alle Richtungen. Und ihre Schuhe glitten immer wieder von den Skiern. Eine richtig dumme Idee, aber jetzt gab es kein Zurück mehr. Sie schob sich mit Hilfe der Skistöcke voran und hielt dabei den einen Ski immer ein wenig vor dem anderen, um das Gewicht möglichst gleichmäßig zu verteilen.

Sie warf einen Blick auf die Wochenendhäuser am Ufer. Falls

jemand zu Hause war, folgte man ihr bestimmt mit dem Fernglas. Und fragte sich, was das für eine Irre war.

Sie schwitzte unter ihrer Mütze, salzig troff es ihr in die brennenden Augen. Aber sie wagte nicht, anzuhalten, um die Mütze auszuziehen, wagte nicht, mit dem ganzen Gewicht auf ein und derselben Stelle zu verharren. Sie musste in Bewegung bleiben.

Jetzt, in der Mitte zwischen Insel und Festland, wurde die Eiskruste in der Spur dünner. Der Schatten des Uferwaldes reichte nicht bis hierher, und die Sonne schien den ganzen Tag auf das spiegelblanke Eis. Sie hörte es unter den Skiern bersten, ein leises Krachen, das Keile des Schreckens in ihre Entschlossenheit trieb. Irgendwo unter ihr verlief die Stromschnelle, und an dieser Stelle war das Eis noch dünner.

Zum Umkehren war es zu spät, dann müsste sie die Skier ablegen und würde garantiert einbrechen. Sie vertrieb den Gedanken an das kalte schwarze Wasser und an den Brei aus Schnee, der über ihr zusammenschwappen würde. Weiter jetzt!

Vierzig Meter von der Insel entfernt brach ein Ski durchs Eis. Mit einem »Schlopp!« verschwand ein Bein unter ihr, und sie fiel auf die Seite. Ein Schrei löste sich wie von selbst aus ihrer Kehle, schrill, einsam. Wie ein Insekt krabbelte sie weiter, zog das Bein aus dem Schneebrei und meinte, gleich zu versinken, schnell und hilflos. Die Todesangst schoss durch ihre Brust wie ein aufgeschuchter Hase.

Sie richtete sich auf allen vieren auf, wagte nicht, ganz aufzustehen, und kroch wie ein angeschossenes Wild mit einem Knie auf dem verbliebenen Ski weiter. Die Stöcke ließ sie zurück.

Sie fluchte sich vorwärts.

»Verdammt, verdammt, verdammt, Scheiße, Scheiße, Scheiße.«

Als sie das Ufer erreichte, überfiel sie eine so große Müdigkeit, dass sie im Schnee hätte einschlafen können. Zum zweiten Mal an diesem Morgen staunte sie über ihre Angst vor dem Tod.

Genau so hatte sie ihn sich doch vorgestellt. Kaltes schwarzes Wasser. Aber als es so weit war, hatte sie sich wie ein Insekt mit abgeschnittenen Beinen an Land gekämpft.

Vielleicht eignest du dich doch eher zum Tabletten- und Alkoholjunkie, dachte sie wie ihr eigener Advokat des Teufels in schwarzer Robe. Feigling.

Nein, verteidigte sie sich gegen die höhnische Stimme. Bloß nicht hier. Nicht jetzt. Nicht auf dem Weg zu Henry.

Ragnhild schleppte sich bis zum Haus. Die Sonne brannte, blitzte mit tausendfachen Reflexen im kreideweißen Schnee auf. Schmelzwasser drang durch ihre Outdoor-Kleidung, und ihre Schuhe waren voller Schneematsch.

Schweren Herzens schaute sie sich um. Vor 31 Jahren war sie zum letzten Mal hier gewesen. Sie hatte ihren Bruder besucht, um ihn vom Tod ihrer Mutter zu unterrichten. Sie hatte versucht, ihn anzurufen, aber er war nicht drangegangen. Schließlich war sie auf die Insel gefahren. Einer der Nachbarn hatte sie mit seinem Boot übergesetzt.

Das menschliche Elend, in dem Henry sich suhlte, hatte sie eiskalt gelassen. Sie hatte ihm mitgeteilt, dass er bei der Beerdigung willkommen sei, sofern er nüchtern erscheine. Mit dem üblichen Selbstmitleid der Alkis hatte er es ihr versprochen. Und dann natürlich nicht gehalten. Jemand aus dem Dorf hatte ihn vor der Kirche in Junosuando abgeladen. Ein Müllhaufen in einem Anzug, der auch schon bessere Zeiten gesehen hatte. Nicht einmal ein Hemd unter dem Jackett. Sie überredeten den Pfarrer, den Trauergottesdienst ein Weilchen aufzuschieben, und irgendjemand war nach Hause gefahren und hatte ein passendes Hemd geholt. Der Sarg kam in die Erde, und am Grab ihrer Mutter kündigte ihm Ragnhild die Verwandtschaft mit den Worten auf: »Nie wieder«, und: »Du bist nicht mehr mein Bruder.«

Trotzdem war sie ihn nicht losgeworden. Jeden Tag hatte sie irgendwann wütend an ihn gedacht. In ihrem Kopf bewohnte er eine geräumige Dreizimmerwohnung.

Virpi war nicht zum Begräbnis erschienen. Olle war da, gebügelt und mit polierten Schuhen, mit seiner gertenschlanken Frau, die Chefsekretärin bei der Stadtverwaltung war. Er war Henry gegenüber nicht so unversöhnlich wie sie. Aber Olle hatte seine

Jugend auch nicht damit verbracht, jedes zweite Wochenende mit *Äiti*, der Mutter, auf die Insel zu fahren, um Henrys Haus zu putzen und seine Wäsche zu waschen. Irgendwann, da war sie schon über zwanzig, hatte sie sich geweigert mitzukommen. Aber ihre Mutter hatte weitergemacht. Bis ihre Krankheit dem ein Ende gesetzt hatte.

Mein verbittertes Herz, dachte Ragnhild. Was mache ich nur mit dir, jetzt wo *Äiti* und *Isä* tot sind? Und auch *Virpi*. Olle genießt sein gutes Leben, der Teufel soll ihn holen. Ich werde ihn nicht anrufen, um ihm zu sagen, dass Henry tot ist.

Aber vielleicht war Henry gar nicht tot. Vielleicht würde sie ihn dort drinnen betrunken und eingepisst vorfinden.

Jetzt stand sie vor dem Haus. Es war immer noch dunkelrot gestrichen, aber die Sonnenseite wies kaum noch Farbe auf. Die Mutter hatte in ihrem letzten Lebensjahr noch einen Anstrich bezahlt. Auf der Nordseite war das Dach wie eine Hängematte eingedellt. Aus der Regenrinne ragten ein paar armlange Stöcke, und erst nach einer Weile erkannte Ragnhild, dass kleine Birken dort in dem Laub, das nie entfernt wurde, Wurzeln geschlagen hatten.

Die Heuschober standen noch auf der Wiese, aber die Tore waren von den Scharnieren gefallen, und Schnee war ins Innere geweht. Jetzt sahen die Scheunen aus wie dunkle schwankende Wesen, die Toröffnungen zum lautlosen Schrei aufgerissen. Früher, in einem anderen Leben, waren diese Schober gut gepflegt und mit duftendem Heu gefüllt gewesen. *Virpi* und sie hatten dort gespielt, Höhlen gegraben und in dem schwachen Licht, das durch die Ritzen zwischen den Brettern drang, Mädchenbücher gelesen. Und sie waren auf dem Heu herumgehopt, obwohl das eigentlich verboten war.

Jetzt war der ganze Hof in sich zusammengesackt, vorzeitig gealtert, der Hässlichkeit zum Opfer gefallen.

Hoffentlich ist Henry tot, dachte Ragnhild. Sonst muss ich ihn doch noch totschlagen.

Zwischen Haus und Stall war der Platz notdürftig geräumt. Hier und da leuchteten gelbe Urinflecken im Schnee.

Der Hund?, überlegte Ragnhild. Oder Henry?

Auf der Außentreppe befreite sie ihre Schuhe vom Schnee. Die Tür war nicht abgeschlossen. Als sie sie öffnete, traf sie der Gestank wie eine Faust. Pisse. Alkohol. Schmutz.

Ihre vielen Jahre als Krankenschwester waren ihr jetzt eine große Hilfe. Sie verschloss ihre Nase, atmete durch den Mund und betrat das Haus.

»Henry«, rief sie.

Keine Antwort. Die winzige Diele führte in die Küche. Der Boden war von einer Schmutzschicht überzogen, seine ursprüngliche Farbe nicht mehr zu erkennen. Die modrig-feuchten Gardinen starrten vor Dreck. Auf den Fensterbrettern lagen Berge toter Fliegen, die Fensterscheiben waren fleckig von Fliegendreck. Auf der Spüle türmten sich Fertiggerichtverpackungen mit verschimmelten Essensresten. Überall leere Flaschen und Bierdosen.

Unter der Arbeitsplatte, in der für eine Spülmaschine vorgesehenen Lücke, lag eine tote, halb zerfressene Ratte. Ihre Verwandten? Oder der Hund? Auf dem Fußboden standen zwei leere Futternäpfe.

Koirariepu, dachte Ragnhild. Armer Hund. Was für ein Leben!

Bestimmt war er längere Phasen ohne Futter gewöhnt, hatte gelernt, diverse Strapazen zu überleben.

Sie pfiff zum Obergeschoss hinauf, aber kein Hund regte sich.

Dann ging sie in die gute Stube. Dort fand sie Henry.

Er lag rüchlings auf dem Sofa. Reglos. Das Gesicht zur Rückenlehne gedreht. Sein abgemagerter Körper wie die Überbleibsel von Kiel und Spanten eines ausgedienten Kahns, die am Fluss im Gestrüpp liegen. Sie trat näher. Konnte keine Atmung erkennen. Als sie sein Gesicht sah, wusste sie, dass er tot war. Sie erkannte es kaum wieder, zerzauster Bart und eingefallen. Seine Haut hatte die Farbe des Todes. Sie berührte ihn, er war kalt.

Und auch sie fühlte sich unterkühlt, unlebendig. Die nassen Kleider sogen die Wärme aus ihrem Körper. Sie setzte sich neben ihn auf den Couchtisch.

Ihre Hand tastete in der Hosentasche nach dem Handy. Sie musste den Krankenwagen rufen, nein, lieber gleich den Bestatter, sinnlos, die Zeit der Sanitäter zu vergeuden, schließlich war er tot. Dann musste sie Olle anrufen, jetzt waren nur noch sie beide übrig, Geschwister in derselben Stadt, die kaum Kontakt hatten. Der alte Groll regte sich. Wie Wellen in finsterner Nacht. Henry und Olle. Sie hatten sich das Erbe unter den Nagel gerissen, als Isä, der Vater, starb. Und sie musste sich damals um Äiti und die Beerdigung kümmern.

Ich telefoniere, dachte sie. Aber nicht gleich. Ich muss erst eine Weile allein sein. Auf dem Hof, in der Erinnerung an Mutter und Vater, Henry, Virpi und Olle. An das Leben, das ich hier gelebt und das ich verloren habe. Niemand weiß, dass ich hier bin. Was spielt es für eine Rolle, wenn ich eine Stunde später anrufe? Und dann der Hund. Ich muss ihn finden!

Sie stand auf. Plötzlich erschien es ihr ungemein wichtig, das arme Tier zu finden. Falls es noch lebte.

Sie dachte einen Augenblick an die Küche, an die fremden Leute, die den Toten wegbringen würden. Sie würden ihr Elternhaus in diesem verfallenen Zustand sehen.

Aber das ist Henrys Verfall, sagte sie sich. Nicht meiner. Das ist nicht meine Schande. Ich weigere mich.

Dann öffnete sie trotzdem die Fenster, um zu lüften. Suchte überall im Haus nach dem Hund.

Sie öffnete sogar die Schränke. Die Zimmer im Obergeschoss waren bis auf drei Matratzen auf dem Fußboden leer. Was ihr seltsam erschien. Hatten dort seine Saufkumpane übernachtet? Keine Spur von einem Hund.

Sie floh an die frische Luft. Hielt auf dem Treppenabsatz vor der Haustür inne und atmete tief durch.

Sie musste einen Spaten für die tote Ratte finden. Die würde sie aus dem Haus befördern, aber aufräumen – keinesfalls.

Ragnhild rief und pfiiff. Vertiefungen im Schnee konnten Hundespuren sein. Oder die eines Fuchses? Das warme Wetter machte die Spuren unkenntlich.

Sie bahnte sich einen Weg zum Stall, öffnete die Tür des alten Plumpsklos, des Brennholzvorrats, der Lagerräume und anderer Schuppen. Wo hatte Henry seine Schneeschaufel?

Sie stellte fest, dass es auf diesem Hof nichts von Wert gab, nur Gerümpel. Henrys sogenannte Kumpel hatten schon vor Ewigkeiten alles Verwertbare mitgenommen, mit seinem Einverständnis und auch ohne. Vor dem Haus standen ein Schneemobil und ein Quad. Auch ein Boot hatte Henry behalten, weil er sonst keinen Schnaps hätte kaufen können. Aber Traktor, Motorsägen, Mährescher, all diese Dinge waren schon lange verschwunden. Versoffen.

Neben dem Plumpsklo kam unter dem schmelzenden Schnee ein ausgedienter Fernseher zum Vorschein.

Die Trauer über den Verfall, über den ganzen Müll, das grelle Sonnenlicht, das ihr erschwerte, die Augen offen zu halten, all das machte sie unglaublich müde.

Ich muss mich einen Augenblick hinlegen, dachte sie.

Aber wo? Ihr fielen die Matratzen im Obergeschoss ein, aber nie im Leben würde sie sich dort hinlegen, wo seine versifften Kumpel gelegen hatten. Dann schon lieber der Stall und die Mistrinne.

Der Stall. Da muss ein Spaten stehen, dachte sie. Ich erledige die Anrufe, aber vorher muss die Ratte weg.

Die Stalltür ließ sich nicht öffnen. Zu viel Schnee lag davor. Er war vom Dach gerutscht und hart wie Beton. Sie stützte sich an der Wand ab und trat beharrlich dagegen, um ihn wegzubekommen. Plötzlich hielt sie inne. Sie hörte ein Geräusch aus dem Stall. Eine Bewegung, ein Rasseln.

Sie trat gegen den Eishaufen, bis ihr die Zehen wehtaten. Dann mit dem anderen Fuß.

Ihr ältester Bruder Olle hatte Isä und Äiti dazu überredet, Henry die kleine Landwirtschaft auf der Insel zu überlassen.

Henry war in schlechte Gesellschaft geraten. Feierte in Tärendö, Pajala und Kiruna. Kam heim, wenn er Geld brauchte, hatte aber keine Lust, auf dem Hof mit anzupacken. »Hier ist

man doch nur der Knecht«, maulte er, wenn er mal half. Er hatte keinen Respekt. Nicht vor der Schule, der Kirche, dem Pfarrer, dem Besitz anderer, der Arbeit, der Familie. Nicht einmal vor Isä, seinem Vater.

»Wenn Henry den Hof übernehmen darf, wird er mit der Verantwortung wachsen«, hatte ihr großer Bruder Olle den Eltern erklärt.

Äiti und Isä hatten ohnehin schon ein schlechtes Gewissen, was Henry betraf. Als Kind war er mitten in der Heuernte an einer Mittelohrentzündung erkrankt. Sie hatten ihn erst viel zu spät zum Bezirksarzt gebracht. Anschließend war sein Gehör ruiniert, und er klagte oft über ein anhaltendes Pfeifen. Sein Lehrer, ein ungeduldiger Zeitgenosse, ohrfeigte ihn oft, weil er nicht zuhörte.

Olle war es besser ergangen. Bereits mit zwanzig war er Vorarbeiter in der Kirunaer Grube geworden. Er versprach, auch Isä einen Job dort zu besorgen.

»In der Reparaturwerkstatt brauchen sie immer fähige Leute wie dich«, sagte er.

Isä willigte ein. Er wusste sich für Henry keinen Rat mehr. Streit und Drohungen halfen nicht. Vor die Tür setzen konnte er ihn nicht. Wo hätte er denn hinsollen? Er hatte so viele Jobangebote und Chancen verpatzt. Außerdem spürte Isä damals bereits seine Hüfte. Es wurde also entschieden.

Sie haben geglaubt, dass alles besser werden würde, dachte Ragnhild. Lohn, Urlaub, Wohnung.

Virpi war sieben gewesen und hatte über den Spielplatz hinter der Mietskaserne geplappert. Sie hatte ihn nie gesehen, beschrieb ihn aber wie ein Märchenland. Nur Ragnhild heulte und sträubte sich. Schließlich riss Äiti der Geduldsfaden.

»*Heitä nyt*, hör auf. Du kannst nicht immer nur an dich denken. Papa ist nicht mehr jung. Die Arbeit auf dem Hof strengt ihn zu sehr an. In der Stadt wird für uns alles besser. Und du hast dann Freunde in der Nähe.«

Der Tag, an dem sie mit dem Boot übersetzen wollten. Das

Eis war vor Kurzem aufgebrochen. Das Laub der Bäume erinnerte an Mäuseohren. Die Kühe weideten auf der Sommerwiese. Die Wohnung in Kiruna war bereits möbliert. Wartete auf sie. Ragnhild rannte mit Villa in den Inselwald. Er war nicht groß. Vom Boot hörte sie Virpi weinend nach ihr rufen. Das war ihr doch egal! Sie versteckte sich unter einer Tanne. Nach einer Weile kam Isä angestieft, energische, ungeduldige Schritte. Er rief nach ihr. Villa bellte fröhlich und verriet so ihr Versteck.

Isä packte Ragnhild am Arm und schleppte sie zum Boot, obwohl sie weinte und ihre Beine keinen Schritt machten. Villa folgte ihnen ans Ufer, durfte aber nicht auf das Boot. Vom Steg aus sah sie ihnen hinterher. Legte sich hin. Erwartete ihre Rückkehr.

Ragnhild erwachte aus ihren Gedanken, als ihr auffiel, dass sie das ganze Eis vor der Stalltüre weggetreten hatte. Wie Glascherben lag es vor ihren Füßen. Sie drehte den großen Schlüssel um und öffnete.

»Villa«, sagte sie leise, als sie eintrat.

Es spielte keine Rolle, wie sie diesen Hund nannte. Sie wusste nicht, wie er hieß.

Es dauerte eine Weile, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnten. Der Stall war unverändert. Im Halbdunkel sah sie die Pferdebox und die kleinen Stände der fünf Bergkühe.

Sie schnupperte. Wie konnte es sein, dass es nach so vielen Jahren noch immer nach dem Vieh roch? Sie verlor sich in dem Geruch, und die Kühe mit ihren hornlosen Köpfen, lockigen Schwänzen und klugen braunen Augen kehrten zu ihr zurück. Majros, Punakorva, Mansikka, Virrankukka und Sköna. Das letzte Pferd, Liinikkö, war auf die ewigen Weiden weitergezogen, als sie neun Jahre alt war. Aber die Kühe hatte es noch zum Zeitpunkt ihres Umzugs gegeben. Jetzt waren sie irgendwie wieder da. Das Geräusch des Wiederkäuens, die Milch, die aus den Zitzen in den Melkeimer spritzte, das Gefühl ihres warmen Atems auf dem Arm, das Lärmen der Milchzentrifuge in der Milchammer.

Da bewegte sich etwas in der alten Kälberbox. Der Hund.

Schwarze, glänzende Augen. Er sah aus wie Villa. Wie war das möglich? Eine Dorfhundmischung mit viel Jämthund und Grähund. Spitze Ohren mit schwarzen Konturen und ein weißes Lätzchen mit einem kleinen Stern. Genau wie Villa.

Ragnhild lockte den Hund, so wie man in ihrer Kindheit Hunde angelockt hatte. Mit einem kurzen »Tjö!« Er kam nicht. Sie machte ein paar Schritte auf ihn zu.

Als sie sich der Öffnung der Kälberbox näherte, grollte der Hund warnend und zog sich in eine Ecke zurück. Mit eingeklemmtem Schwanz, angelegten Ohren und gebleckten Zähnen knurrte er.

Ragnhild blieb stehen.

Der hat Prügel bezogen, dachte sie. Er hat gelernt, dass den Menschen nicht zu trauen ist.

Sie sah sich um, um herauszufinden, wie der Hund in den Stall gelangt war, die Tür war schließlich zu gewesen.

Dann entdeckte sie die alte Mistklappe. Sie stand offen, war aber mit Schnee und Eis verrammelt. Spuren von Krallen waren im Schnee zu erkennen. Natürlich war der Hund da reingekommen. Dann war eine Ladung Eis vom Dach gerutscht und hatte den Eingang blockiert. Es war dem Hund nicht gelungen, sich auszugraben. Vielleicht versteckte er sich immer hier, wenn Henry zu viel soff? Und ernährte sich von Schnee und Feldmäusen, wenn Henry vergaß, ihm Wasser und Futter hinzustellen.

»Hör mal«, sagte sie mit weicher Stimme. »Ich bin lieb. Jedenfalls zu Tieren.«

Sie zog einen Handschuh aus, ging in die Hocke und streckte die Hand aus, damit er daran schnuppern konnte.

»Villa«, sagte sie noch einmal.

Im nächsten Augenblick griff der Hund an. Schnappte nach ihrer Hand. Dann stürzte er ins Freie.

Fluchend kam Ragnhild wieder auf die Beine. Aber es blutete nicht. Die Hand tat nicht einmal weh. Nur die Scham brannte. Sie hatte den Hund bedrängt. Wie dumm von ihr.

Ich verstehe dich, dachte sie. Ich reagiere genauso.

Sie musste ihn mit Futter locken. Vertrauen aufbauen. Sie trat auf den Hofplatz und kniff die Augen bei dem grellen Sonnenlicht und dem gleißenden Schnee zusammen. Der Hund war spurlos verschwunden.

Sie musste etwas Besseres als normales Trockenfutter auftreiben. Etwas, dem der Hund nicht widerstehen konnte. Die drei Kühltruhen im Wohnzimmer fielen ihr ein. Typisch Henry. Sie waren sicher mit Schnepfen und Elchfleisch gefüllt. Sein Anteil an der Beute, weil die regionale Jagdgruppe auf seinem Land jagen durfte. Bestimmt hatte er sich trotzdem von Fertiggerichten ernährt, weil keine Frau für ihn kochte.

Sie kehrte ins Haus zurück, ging ins Wohnzimmer und erschrak, als sie Henry auf dem Sofa sah. Sie hatte ihn vollkommen vergessen, vergessen, dass er tot im Wohnzimmer lag.

Ich bin wirklich nicht ganz bei Trost, dachte sie. Ich habe wirklich nicht mehr alle Tassen im Schrank.

Sie musste den Bestatter anrufen. Keine Ahnung, wie sie Henry bei dem brüchigen Eis wegschaffen würden. Und Olle, sie musste ihn verständigen. Aber der Hund hatte Vorrang. Schlimmstenfalls würde er versuchen, über den Fluss zu entkommen, im Tiefschnee versinken, stecken bleiben. Er würde erfrieren, oder Raben oder Krähen würden das hilflose Tier töten. Sie musste versuchen, ihn einzufangen.

Instinktiv ging sie auf die älteste Kühltruhe zu. Sie wusste, wie man aus überlagertem Fleisch mit Gefrierbrand Hundefutter kochte.

Ragnhild öffnete den Deckel. Die Truhe war wirklich sehr alt, ein Wunder, dass sie immer noch brummte.

Vor lauter Reif war der Inhalt kaum zu erkennen. Die Wände waren von einer dicken, ausbuchtenden Eisschicht bedeckt. Sie streckte den Arm in die Truhe und wühlte. Erstaunt zog sie eine leere Verpackung nach der anderen hervor, uralte, Fischstäbchen, Hamburger, Fleischbällchen, Heidelbeer-Pie. Sie warf die Schachteln auf den Boden. Als sie eine leere Ketchupflasche zu fassen kriegte, hielt sie inne.

»Was soll das, Henry?«, sagte sie und wandte sich ihrem Bruder zu, als könne er antworten.

Hat er die Truhe als Mülleimer verwendet?, überlegte sie und stützte sich auf der Truhenkante ab. Aber warum war sie dann eingeschaltet?

Wütend wühlte sie weiter, schob Eisklumpen beiseite, entdeckte karierten Stoff.

Nanu?, dachte sie und fegte eine Eisschicht weg. Ein Ärmel kam zum Vorschein.

Hat er Kleider in die Kühltruhe gelegt? War er am Ende dement? Verwirrt? Zugedröhnt?

Ihre Hand schmerzte vor Kälte. Sie schob sie in die Achselhöhle, um sie aufzuwärmen. Dann steckte sie die Finger in den Mund. Verdammt, wie kalt sie waren, sie hätte einen Handschuh anziehen sollen.

Dann lehnte sie sich etwas zur Seite, damit das Licht der Deckenlampe in die Gefriertruhe fiel.

Mit wachsendem Entsetzen erkannte sie, dass sie nicht mehr weiterwühlen musste. Im Ärmel steckte ein Arm. Und zuunterst eine verschrumpelte Hand.

Sie schrie nicht. Sie warf sich nicht zurück. Sie nahm die Finger aus dem Mund und wartete auf den Brechreiz, der sich jedoch nicht einstellte. Hatte sie da eben noch herumgewühlt und dann die Finger in den Mund gesteckt? Sie spuckte auf den Boden. Mehrmals.

Dann wählte sie die 112. Erläuterte die Lage. Dass sie sich in einem Zimmer auf einer Insel im Torneälven befand, in Gesellschaft zweier Toter. Genau, richtig verstanden. Sie musste es trotzdem wiederholen. Ein Toter auf der Couch, der andere in der Tiefkühltruhe.

Sie befürchtete, dass sie zu gelassen klang. Dass die Sache zu verrückt klang und dass man ihr keinen Glauben schenken würde. Um ihre Glaubwürdigkeit zu erhöhen, fügte sie hastig hinzu: »Wenn Sie mit der Polizei in Kiruna reden, können Sie auch gleich Oberstaatsanwältin Rebecka Martinsson verständi-

gen. Henry Pekkari, der Mann auf dem Sofa, ist ihr Onkel. Ich bin ihre Tante.«

Sie bereute das sofort.

Der Notruf-Disponent erwiderte:

»Entschuldigen Sie, ich habe nicht alles verstanden. Wen sollen wir verständigen?«

»Niemanden«, erwiderte Ragnhild. »Nicht so wichtig.«

Virpis Tochter würde es früh genug erfahren. Und Ragnhild wollte wirklich nichts mit Rebecka Martinsson zu tun haben.

OBERSTAATSANWÄLTIN REBECCA MARTINSSON STAND AN ihrem höhenverstellbaren Schreibtisch, als Inspektor Tommy Rantakyrö den Kopf durch die Tür steckte.

»Meine Güte, was für ein Seufzer«, sagte er.

Rebecka zwang sich zu einem Grinsen. Ihr war gar nicht aufgefallen, dass sie geseufzt hatte.

»Das kommt vom Alter«, meinte sie. »Ich bin schon wie meine Großmutter, sie hat auch ständig geseufzt. Das waren so richtige ›Wenn unser Herrgott mich doch nur von dieser Welt befreien könnte‹-Seufzer.«

Rantakyrö lachte und stellte ihr eine Tüte auf den Schreibtisch.

»Zum Nachmittagskaffee«, erklärte er. »Raw-Food-Kugeln, Lakritze und Ingwer-Zimt. Gut gegen Seufzer.«

»Super! Dann muss mich unser Herrgott nicht sofort befreien.«

»Jedenfalls nicht vor dem Nachmittagskaffee.«

Dankbar schnupperte sie an der Tüte, um Tommy eine Freude zu machen. Er war nett. Sie bemühte sich, seine Freundlichkeit zu erwidern. Seine Freundin war vor zwei Monaten ausgezogen, und er gab sich alle Mühe, der beste und einfühlsamste Kollege zu sein. Er war immer noch der Frischling im Team. Irgendwie war es schade, dass er nie richtig erwachsen wurde. Seit seine Freundin Schluss gemacht hatte und Sven-Erik in Rente gegangen war, tauchte er oft in der Staatsanwaltschaft auf, um sich mit ihr zu unterhalten, und blieb immer ein wenig zu lange. Sie sah sich dann gezwungen, ihn mit einem »Jetzt muss ich aber« rauszuwerfen.

»Wie läuft es mit den Rückständen?«, fragte er und nickte Richtung Papierberge auf ihrem Schreibtisch.

Rebecka stieß wieder einen dieser Großmutterseufzer aus und hob die Hände, als wolle sie die höheren Mächte anflehen.

Daraufhin seufzte Tommy noch tiefer. Beide lachten über diesen privaten Scherz.

Rebeckas Chef, Alf Björnfort, hatte seinen Urlaub aufgespart, sich zusätzlich noch zwei Monate freigenommen und war nach Alaska gefahren. Eine Traumreise mit seiner erwachsenen Tochter. Bären beobachten und Lachse angeln.

Rebeckas Kollege, Oberstaatsanwalt Carl von Post, war dadurch stellvertretender Leitender Oberstaatsanwalt geworden. An seinem letzten Arbeitstag war Björnfort in Rebeckas Büro erschienen und hatte eine gelbe Haftnotiz an ihr Whiteboard gepappt: »NICHT NERVEN.« Ein Scherz, aber nicht nur.

»Vertrag dich mit Calle«, hatte Björnfort gesagt. »Ich weiß, dass er nicht dein Lieblingskollege ist, aber er hat mehr Dienstjahre als du. Also wird er mein Stellvertreter. Aber ich will keine empörten Anrufe erhalten, die mir die Reise vermiesen.«

»Ich käme nie auf die Idee, dich mit Klagen zu belästigen«, antwortete Rebecka. »Vielleicht solltest du auch in seinem Büro so einen Zettel aufhängen.«

»Ich weiß«, erwiderte Björnfort. »Aber er ist, wie er ist. Da nützen keine Zettel. Er wird dich also sicher zur Weißglut treiben. Das musst du verkraften. Wenn du ihn ärgerst, macht er mich im hintersten Winkel der Wildnis ausfindig. Also lass es bitte.«

Er streckte ihr seine gefalteten Hände entgegen. Dann verließ er das Gebäude. Noch bevor die Eingangstür hinter Björnfort zugefallen war, hatte ihr von Post als stellvertretender Dienststellenleiter und ihr neuer Chef neue Aufgaben übertragen. Er legte ihr sämtliche von der Polizei durchgeführten Ermittlungsverfahren auf den Schreibtisch, über hundertfünfzig, hauptsächlich Ladendiebstähle, Internetbetrügereien und Trunkenheit am Steuer. Sie sollte entscheiden, ob Anklage erhoben wurde, und sie dann vor Gericht abarbeiten. Ein mörderisch langweiliger und einsamer Job.

»Wie läuft's?«, fragte Tommy Rantakyrö.

Rebecka riss sich zusammen. Seit drei Wochen war sie nun schon an ihren Schreibtisch gefesselt. Sie hatte nicht geahnt, wie

sehr ihr die Einsamkeit zusetzen würde. Von Post hatte ihr nicht nur die zu bearbeitenden abgeschlossenen Polizeiermittlungen übertragen, sondern außerdem noch ihre eigenen laufenden Ermittlungen übernommen. Damit sie sich vollständig auf die »offenen Verfahren konzentrieren« könne. Sie hatte nicht protestiert. Björnfoto's Haftnotiz strahlte wie ein Gebot Gottes über ihrem Dasein.

Da sie keine eigenen Ermittlungen leitete, erschienen auch keine Polizisten in ihrem Büro, um Maßnahmen einer laufenden Voruntersuchung zu diskutieren. Und auch sie hatte keinerlei Veranlassung, hinüberzugehen, um Informationen einzuholen oder neue Anweisungen zu erteilen. Das Telefon blieb stumm.

Ich sollte mich mehr über Tommy freuen, dachte sie. Er kümmert sich. Warum weiß man die Leute, die sich wirklich kümmern, nie zu schätzen?

»Ich bereite meine Gerichtstermine vor«, sagte sie. »Montag geht's los. Vielleicht werden die Kleinganoven endlich mal verurteilt.«

»Wäre gut für die Statistik«, sagte Tommy.

Gut für von Posts Statistik, dachte Rebecka.

In diesem Moment waren die Schritte von Posts auf dem Korridor zu hören. Kurz darauf stand er in der Tür. Jungenhaft zerzaustes Haar, ordentlich gebügeltes Hemd und null Bauchansatz.

»Hallo, Tommy«, grüßte er kumpelhaft und klopfte Tommy Rantakyrö etwas zu fest auf die Schulter. »Wie läuft's, Martinsson?«

Rebecka erstarrte. Darin unterschieden sich von Post und sie. Oder sie und die Oberschicht. Er begegnete Freund wie Feind nett wie ein Fernsehmoderator. Ihr hingegen fiel es schwer, ihre wahren Gefühle zu verbergen, sie wurde einsilbig und stur, ihr Nacken verspannte sich, und sie verkniff den Mund. Es fiel ihr schwer, Leuten, die sie nicht mochte, in die Augen zu schauen. Sie verachtete sich dafür, dieses Spiel nicht spielen zu können. Sie war zum seelischen Uunderdog verurteilt.

Carl von Post warf ihr ein vielsagendes Lächeln zu. Es machte ihm nichts aus, dass sie ihn verabscheute. Dass sie ihm die Antwort schuldig blieb, schien ihn nur zu belustigen.

»Wie läuft's mit den Tiefkühlwaren?«, erkundigte sich von Post und wandte sich dabei an Tommy Rantakyrö.

»Die Leiche in der Tiefkühltruhe?« erwiderte Tommy. »Tja, wir haben einen Hubschrauber angefordert, der schließlich landen konnte. Er hat die Kühltruhe und den Alten, der tot im Haus aufgefunden wurde, abgeholt.«

»Was?«, rief von Post. »Zwei Tote? Mord?«

»Wir wissen noch nichts. Die Leichen sind in der Rechtsmedizin. Pohjanen meldet sich bestimmt, sobald er Näheres weiß.«

»Gut, gut. Neuigkeiten an dieser Front werden direkt mit mir besprochen. Martinsson hat genug mit ...«

»Ja, ich weiß«, unterbrach ihn Tommy Rantakyrö. »Ich habe ihr was Süßes mitgebracht, um sie aufzumuntern. Sie muss sich durch einen ordentlichen Aktenberg quälen.«

Von Posts Lächeln wurde noch breiter.

»Mmm, es ist ungemein lehrreich, Akten abzuarbeiten. Schließlich war ihr Weg in die Staatsanwaltschaft recht ungewöhnlich. Ich habe erst neun Monate Anwartschaft hinter mich gebracht und war dann zwei Jahre Assistent des Staatsanwalts. Ihr fehlen also gewisse Grundlagen.«

Rebecka biss die Zähne zusammen und starrte von Post an. Unglaublich, über ihren Kopf hinweg solche Betrachtungen anzustellen und so zu tun, als wäre sie weniger qualifiziert als er. In Wahrheit war sie überqualifiziert, und das wusste er ganz genau. Vermutlich raubte ihm das Wissen, dass sie ihre Stelle bei Meijer & Ditzinger, von der er nur sehnsüchtig träumen konnte, für den Posten einer Staatsanwältin in Kiruna aufgegeben hatte, nachts den Schlaf.

Wahrscheinlich glaubt er, dass sie mich jederzeit mit offenen Armen wieder aufnehmen würden, dachte sie. Ich wäre mir da gar nicht so sicher.

»Gut, dann lasse ich dich mal in Ruhe weiterarbeiten«, sagte

von Post zu Rebecka und forderte Tommy Rantakyro mit einem Blick zum Gehen auf.

Aber Tommy hatte nicht die Absicht, aufzubrechen. Rebecka beugte sich vor und fischte eine Raw-Food-Kugel aus der Papiertüte.

»Magst du die Hälfte?«, fragte sie Tommy.

Von Post verschwand in den Korridor.

»Was für ein Typ«, meinte Tommy Rantakyro.

Rebecka verkniff sich eine Bemerkung.

Nicht meckern, ermahnte sie sich selbst.

Als Björnfot seinen langen Urlaub angetreten hatte, hatte sie sich zuerst unentwegt über die unangenehme Art von Posts, den sie von Pest nannte, beklagt. Alle Kollegen von der Polizei hatten sich die berüchtigte Haftnotiz angesehen, und sie hatte den Ausdruck »Die Zeit der Pest« geprägt.

Nach und nach beschlich sie jedoch das Gefühl, dass die anderen ihre Klagen leid waren. Es fiel ihr schwer, darauf zu verzichten. Sie beschloss jedoch, einfach nur »gut« zu antworten, wenn sich jemand erkundigte, wie es mit der Arbeit laufe, und nur noch über angenehme Dinge zu reden. Aber nach wenigen Sätzen hörte sie sich dann doch wieder über die Pestratte herziehen. Es war wie verhext.

Sie war verbittert und deprimiert. Die Kollegen von der Polizei kamen auf dem Weg zu von Post an ihrem Büro vorbei. Sie hegte den Verdacht, dass sie sie nicht für ganz unkompliziert hielten. Sie mussten sich nur in Erinnerung rufen, wie sie den Kollegen Krister Eriksson behandelt hatte.

Krister und sie hatten anderthalb Jahre lang ein beziehungsähnliches Verhältnis gehabt.

Aber sie hatte immer beharrt: »Wir sind kein Paar.« Und er hatte lächelnd erwidert: »Ne, ne!«, sie aufs Haar geküsst, sie in den Wald, zum Fischen und ins Bett mitgenommen. Er wollte mehr. Sie wollte weniger. Dann hatte sie alles zerstört. Sie war die Böse. Das wussten alle.

Nachdem Krister die Tür hinter sich zugeknallt hatte, war sie

zu Måns Wenngren zurückgekehrt. Auch er wollte weniger. Sie waren befreundet mit Sex als Bonus. Er lag ihr auch nicht mehr damit in den Ohren, dass sie nach Stockholm zurückkehren sollte. Aber er fand, dass sie einen Dachschaden hatte, weil sie bei der Staatsanwaltschaft in Kiruna arbeitete. »Wann kündigst du endlich?«, fragte er. »Wenn dir der lächerliche Post irgendwann erklärt, dass Kloputzen auch noch zu deinem Arbeitsbereich gehört?«

Sie kehrte in die Gegenwart zurück und bemühte sich, Tommy Rantakyrö ein Lächeln zu schenken.

»Zur Hölle mit von Post«, sagte sie so heiter wie möglich. »Die sind aber lecker! Teilen wir noch eine? Was habt ihr für eine Leiche in einem Tiefkühler gefunden?«

»Weiß ich noch nicht. Sie scheint da schon länger gelegen zu haben.«

»Zerteilt?«

»Ne, offenbar nicht. Schade, dass nicht du das EV leitest, aber von Post ist auf diese Sache wahnsinnig geil.«

»Tja, dann viel Spaß mit dem Tiefkühlmord«, erwiderte Rebecka. »Verschwendet bloß keine Gedanken an mich, während ich Ladendieben, Sprayern und Rasern das Leben schwer mache.«

»Du bist einfach toll«, meinte Tommy Rantakyrö voller Bewunderung. »Das finden alle.«

»Ja, aber mit einer Ausnahme«, meinte Rebecka.

Dann fügte sie blitzschnell hinzu: »Aber das ist mir egal.«

Mit übertriebenem Interesse wühlte sie in der Papiertüte.

»Sie kommt drüber hinweg«, meinte Tommy. »Du weißt ja, wie Mella ist.«

Rebecka stockte, schaute von der Tüte mit den Raw-Food-Kugeln auf.

»Mella?«, fragte sie.

»Oh, verdammt, du hast natürlich von Post gemeint ...«

Tommy Rantakyrö verstummte und schaute auf die Haftnotiz an Rebeckas Wand.

»Mella!«, rief Rebecka. »Ist Anna-Maria wütend auf mich? Warum denn?«

»Vergiss es«, flehte Tommy. »Ich dachte, sie hätte sich schon bei dir beklagt. Bitte! Vergiss, dass ich was gesagt habe.«

»Was habe ich ihr denn getan?«, fragte Rebecka erbost. »Ich habe sie schon seit Ewigkeiten nicht mehr ...«

Sie ließ die Tüte auf den Tisch fallen und ging zur Tür.

»Du musst mir gar nichts erklären. Ich finde das schon selbst heraus.«

Dann stürmte sie auf den Korridor hinaus.

Tommy Rantakyrö dachte daran, ihr zu folgen, ließ es dann aber bleiben.

»Nein, ich fahre lieber nach Hause«, sagte er laut. »Denn jetzt knallt's.«

Kommissarin Anna-Maria Mella drückte im Pausenzimmer auf den Kaffeeautomaten, der wie eine Kreissäge loslärmt. Als die Tasse voll war, erschienen die Worte »Genieß es!« auf dem Display. Anna-Maria starrte auf die roten Buchstaben.

»Macht euch das nicht auch wahnsinnig?«, fragte sie in die Runde. »Ich lasse mir doch Genuss nicht vorschreiben. Ich genieße, wenn es mir passt.«

Inspektor Fred Olsson und die zwei Neuen in Uniform kicherten zustimmend.

»Das erinnert mich an einen meiner Ex«, fuhr Anna-Maria, bestärkt von dem Gelächter, fort. »Wenn wir, wie soll ich sagen, intim waren, hat er die ganze Zeit gemurmelt: ›Genieß es. Geniiiiieß es!‹ Ich dachte bloß, wenn du im Bett besser bist, dann genieße ich es auch, okay?«

Sie erntete ein weiteres Gelächter und hatte ein leicht schlechtes Gewissen. Die Geschichte stimmte zwar, aber es klang ganz so, als hätte sie die Männer regelrecht verschlungen, als wäre er einer von vielen gewesen. Als wäre sie zu diesem Zeitpunkt schon älter gewesen. Fakt war, dass sie außer mit Robert nur mit einem anderen Mann geschlafen hatte. Sie war damals siebzehn

und hatte gerade mit Robert Schluss gemacht. Sie war unglücklich und betrunken, und Jalle war einfach nur betrunken. Er machte eine Ausbildung zum Automechaniker und wohnte in Kiruna zur Untermiete, aber mit eigenem Eingang. Eine Woche später waren Robert und sie wieder zusammen. Es war nur eine kleine Meinungsverschiedenheit gewesen. Schließlich gehörten sie zusammen. Was hatte sie jetzt auf diesen Jalle gebracht? Wie war noch gleich sein Nachname, den hatte sie glücklicherweise vergessen.

»Was ist eigentlich mit diesen Geräten los?«, meinte Karzan Tigris, einer der Neuen in Uniform.

Er hatte vor anderthalb Monaten im regulären Dienst angefangen und unterhielt ein Instagram-Konto mit vielen Followern, in dem er seinen geliebten Polizeiberuf schilderte. Er postete Selfies, auf denen er »Bullenkaffee« trank oder in voller Montur einen Handstand machte. Anna-Maria fand, dass er aussah, als besuche er noch die Mittelstufe. So ging es ihr inzwischen oft. Ärzte, Lehrer, Pfarrer, man konnte sie kaum ernst nehmen. Viele sahen aus, als wären sie noch nicht mal volljährig. Wirklich komisch.

Karzan sann weiter: »Alles piepst und lärmt. Die Waschmaschine, zum Beispiel. Die piepst auch, wenn die Wäsche durch ist. Und hört einfach nicht auf. Man kann also keine Wäsche anwerfen, bevor man ins Bett geht.«

»Die Techniker bauen diese Extras einfach ein, um zu zeigen, was sie können«, vermutete die uniformierte Kollegin, Magda Vidarsdotter.

Sie stammte aus Flen und war kinderlos, besaß aber ein Pferd, das sie in einem Stall in Jukkasjärvi untergebracht hatte. Sie war auch Polizeiassistentin, allerdings keine Anfängerin mehr. Sie hatte bereits in Eskilstuna gearbeitet und war der Natur wegen nach Kiruna gezogen. Rebecka und sie unterhielten sich gerne und so lange über Pferde und Hunde, dass fast der Eindruck entstehen konnte, man arbeite auf einem Bauernhof. Anna-Maria hoffte inständig, dass Vidarsdotter und Tigris in Kiruna bleiben würden.

»Wie es wohl aussieht, wenn die KI-Technik nichts mehr kostet?«, fuhr Magda Vidarsdotter fort. »Dann heißt es: ›Hallo, Anna-Maria. Dein Cortisolspiegel ist erhöht. Bitte drei Mal tief einatmen. Überlege, ob du diesen Kaffee wirklich brauchst.«

Letzteres trug sie mit nachgeahmter Computerstimme vor. Monoton, mit seltsamen Pausen und einer hellen, aufmunternden Stimme.

Anna-Maria lachte übertrieben, weil Magda Vidarsdotter normalerweise eher einsilbig war. So allmählich schien sie aufzutauen. Sie rauchten sich zusammen. Wie fröhliche, bellende Hunde. Anna-Maria war eine fähige Alphahündin. Sie würden bestimmt ein gutes Team werden. Aber Sven-Erik Stålnacke hatte eine Lücke hinterlassen, das ließ sich nun einmal nicht ändern.

Es war ein seltsames Gefühl, jetzt die Gruppenälteste zu sein. Bis Sven-Erik in Rente gegangen war, hatte sie sich wie zwanzig gefühlt.

»Wenn einen nicht die Kinder erziehen, dann sind es die Haushaltsgeräte«, meinte Anna-Maria mit gespielter Resignation. »Es wäre schön, wenn ...«

Aber die Kollegen erfuhren nie, was schön wäre, denn in diesem Augenblick erschien Rebecka Martinsson in der Tür. Ihre ausdruckslose Miene verriet, dass Gefahr im Verzug war.

Anna-Maria spürte sofort, dass ihr Cortisolspiegel anstieg. Dazu brauchte sie keinen Kaffeeautomaten.

»Hallo, Martinsson«, grüßte Fred Olsson, dem der Stimmungsumschwung entgangen war, fröhlich.

Rebecka Martinsson nickte kurz und kam dann zur Sache.

»Ist was?«, fragte sie Anna-Maria. »Tommy hat so was angedeutet.«

Anna-Maria Mella errötete. Dieser verdammte Tommy konnte auch nie seinen Schnabel halten. Sie spürte die Blicke der anderen im Rücken.

»Ja«, antwortete sie. »Lass uns in mein Büro gehen.«

»Hier und jetzt ist gut. Du scheinst ja eh schon mit allen außer mir gesprochen zu haben.«

»Eigentlich nicht, ich war gestern etwas genervt, und da habe ich wohl zu Tommy gesagt, dass ...«

Sie hielt inne und fing noch mal an.

»Es geht um Eivor Simma!«

Rebecka zog fragend die Brauen hoch.

»Schwerer Diebstahl!«, sagte Anna-Maria. »Eine meiner Ermittlungen, die auf deinem Tisch gelandet ist. Die Frau ist einundachtzig. Sie wurde im Coop in der Trädgårdsgatan beklaut. Ein Typ hat sich erkundigt, wie man Milchreis kocht, und während sie es ihm erklärte, hat sein Kumpan ihr Portemonnaie aus der Handtasche im Einkaufswagen gestohlen. Gestern hat mich Eivor angerufen, sie hätte einen von dir unterzeichneten Brief erhalten, dass keine Anklage erhoben werde.«

»Und?«

»Das kam mir komisch vor. Auf dem Überwachungsvideo aus dem Laden sind ganz eindeutig Humle und Dumle zu erkennen ...«

»Wróblewski und Harjula«, erwiderte Rebecka sachlich, »die Akte ist mir bekannt.«

»Auf dem Video ist zu sehen, wie sie gemeinsam den Laden verlassen, und zwar etwa zu dem Zeitpunkt, zu dem Eivor Simma dort einkauft«, fuhr Mella fort. »Sie hat Harjula in einer Fotogegenüberstellung identifiziert.«

»Genau, die Fotogegenüberstellung«, sagte Rebecka. »Zehn Porträts. Eivor Simma hat Harjula nur deswegen identifiziert, weil es die einzige unscharfe Aufnahme war. Ich hätte auch auf dieses Foto gedeutet. Jeder hätte auf dieses Foto gedeutet. Dieses Beweismittel war unbrauchbar, Mella.«

»Trotzdem wäre eine Anklageerhebung meiner Meinung nach angezeigt gewesen.«

»Du weißt genau, dass sich das Foto des Hauptverdächtigen nicht von anderen Fotos unterscheiden darf«, sagte Rebecka mit einer Stimme, die Anna-Maria das Gefühl vermittelte, wieder die Schulbank zu drücken. »Der Verteidiger hätte uns diesen Umstand um die Ohren gehauen. Die beiden wären nie und nimmer verurteilt worden.«

Mella knirschte mit den Zähnen. Sie hatte das Foto von Harjula mit dem Handy aufgenommen. Zugegeben, es war etwas zu schnell gegangen. Das Foto war unscharf, und sie hatte kein neues gemacht. Aber egal, der Fall war sonnenklar! Und jetzt musste sie sich vor den neuen Kollegen zusammenstauchen lassen!

»Das ist einfach beschissen«, sagte sie mit gepresster Stimme zu Rebecka, »wenn Eivor Simma bei mir zu Hause anruft und ich ihr erklären muss, dass wir gegen diese Schweine nicht einmal Anklage erheben. Obwohl wir ganz genau wissen, dass sie schuldig sind. Sie traut sich nicht einmal mehr in den Supermarkt. Das ist für uns Polizisten wahnsinnig frustrierend. So was spricht sich wie ein Lauffeuer rum. Du weißt doch, dass es auf ›Wir aus Kiruna, die eine eigene Meinung haben‹ einen Thread zu dem Thema gibt. Und wir auf der Straße müssen die Köpfe hinhalten. Kein Wunder, dass die Leute vor uns ausspucken und unsere Autos zerkratzen. Wozu überhaupt noch ermitteln? Wenn ihr die Verfahren einfach einstellt!«

»Jetzt heißt es also wir und ihr?«, meinte Rebecka. »Und wir ›stellen die Verfahren einfach ein? Ist dir klar, dass das der einzige von 152 Fällen ist, den ich nicht vor Gericht bringe? Ich habe nicht vor, das Geld der Steuerzahler zu vergeuden und ein zum Scheitern verurteiltes Verfahren anzustrengen, nur damit es dir besser geht.«

»So hab ich das nicht gemeint«, erwiderte Anna-Maria, wobei sie fand, dass ihr tatsächlich eine ruhige, beherrschte Stimme gelang. »Es geht nicht um mein Wohlbefinden. Es geht darum, dass wir ein Team sind. Ein bisschen Kommunikation hätte nicht geschadet.«

Rebecka betrachtete Anna-Maria, als hätte sie ihr etwas aus einem billigen Selbsthilfebuch vorgelesen.

»In Ordnung«, sagte sie. »Ich arbeite an meiner Kommunikationsfähigkeit. Und du lernst, wie man Fotos knipst.«

Dann machte sie auf dem Absatz kehrt und rauschte durch den Korridor davon.

Fred Olsson und die beiden Neuen erhoben sich und hatten es plötzlich eilig, die Jagd auf die Verkehrssünder anzutreten. Im Nu waren sie weg.

Anna-Maria blieb allein im Pausenzimmer zurück. Der Kaffeeautomat gurgelte trübsinnig. Auf dem Display leuchtete »Schönen Tag«, dann erlosch er.

Rebecka zog die Bürotür zu.

»Der Teufel soll ... alle holen!«, sagte sie laut.

Sie hatte den Eindruck gehabt, dass Anna-Maria und sie allmählich wieder Freundinnen wurden. Nicht nur am Arbeitsplatz. Während ihrer Aktenwälzphase hatten sie sich jedoch kaum gesehen. Anna-Maria hatte gerade mit den neuen Kollegen und ihrer Familie alle Hände voll zu tun. Das sah sie durchaus ein. Aber warum war Anna-Maria nicht direkt zu ihr gekommen? Stattdessen hatte sie mit den Kollegen über Rebecka geredet. Ganz schön hinterlistig. Sie zur Feindin der Polizei zu erklären!

Sie hätte sich gerne abregiert. Am Papierkorb? Sinnlos, dann müsste sie nur den Müll wieder einsammeln.

Am liebsten wäre sie nach Hause gefahren, um es sich vor dem Fernseher gemütlich zu machen, aber sie musste noch arbeiten. Dabei hielt sie es in ihrem einsamen Büro keine Sekunde länger aus.

Instinktiv griff sie zum Handy und rief Maria Taube an. Sie bereute es, sobald sie ihre Freundin am anderen Ende hörte. Dauernd rief sie sie an, um sich zu beklagen. Sie fühlte sich wie eine lästige Meckerliese.

»Martinsson!«, rief Maria Taube. »Ich dachte schon, du hättest mich vergessen. Wir hören viel zu selten voneinander.«

Rebecka musste lachen.

»Wir haben gestern telefoniert«, sagte sie. »Und vorgestern auch. Immer rufe ich dich an und störe dich in deinem wichtigen Leben.«

»Das hatte ich bereits vergessen«, klagte Maria Taube. »Ich fühle mich vernachlässigt. Wie steht's?«

Rebecka unterdrückte den Impuls, sich über den Stand der Dinge zu beschweren. Sie wusste, dass Maria dann sagen würde, was sie hören wollte. Dass Anna-Maria einen Fehler gemacht habe. Dass von Post eine Null sei und seine ganze Familie auch. Maria Taube hatte die Verhältnisse im Blick. Außerdem würde sie verkünden, dass Rebecka für die Staatsanwaltschaft im Norden überqualifiziert sei und dass sie nicht begreifen könne, warum sich Rebecka nicht mit den großen Steuersachen für die Bezirksstaatsanwaltschaft beschäftige.

Und gleichzeitig würde Rebecka Marias Stimme anhören, dass ihre Augen keine Sekunde lang den Bildschirm verließen und dass sie weiterarbeitete, während sie sich unterhielten. Mitte in einem Satz würde Maria sagen, dass sie sich später wieder melden würde, denn jetzt müsse sie in ein Meeting oder hundert superdringliche Mails verschicken.

Und dann würde Rebecka wieder dasitzen und sich vernachlässigt fühlen und sich dafür schämen, so ein mühsamer, lästiger und bedürftiger Mensch zu sein. Außerdem würde sie sich daran erinnern, dass Maria Taube sie früher immer dazu überreden wollte, in die Kanzlei und nach Stockholm zurückzukehren. Damit hatte sie aufgehört. Rebecka wusste auch, warum. Für sie war bei Meijer & Ditzinger kein Platz mehr. Dieser Zug war endgültig abgefahren.

Reiß dich zusammen, ermahnte sie sich und beschloss, amüsant zu sein.

»Hier ist mordsmäßig was los«, meinte Rebecka. »Der Dorfverein von Kurravaara hat einen Defibrillator gekauft. Jetzt wird eine außerplanmäßige Versammlung einberufen, um zu klären, wo er aufbewahrt werden soll. Außerdem bauen sie hier gerade das neue Rathaus.«

»Unfassbar, dass die ganze Stadt umziehen muss«, meinte Maria Taube. »Darüber müssen wir auch mal reden. Ausführlich.«

»Nein, viel zu deprimierend.«

Es war deprimierend. Das neue Kiruna würde in einem ehe-

maligen Sumpfgelände entstehen, wo es im Winter zehn Grad kälter war als oben in Haukivaara, wo die Stadt jetzt lag.

»Ich wollte dich auch schon anrufen«, sagte Maria. »Am zweiten Maiwochenende fahre ich mit ein paar Freundinnen nach Riksgränsen. Da liegt ja immer noch irrsinnig viel Schnee. Ich stelle mir vor, dass wir schon am Donnerstag anreisen und die erste Nacht in Kiruna verbringen. Und in Kurravaara bei dir einfallen. Das wäre doch super! Du brauchst dich um überhaupt nichts zu kümmern. Schnaps und Essen bringen wir mit. Du musst nur die Sauna einheizen.«

Rebecka fühlte sich in der Zwickmühle. Sie mochte Maria Taube, aber ihre Freundinnen aus Djursholm?

»Okay, was sind das für Freundinnen?«, fragte sie lachend. »Hoffentlich keine, die entschlacken.«

»Nein, nein, keine Sorge«, versicherte Maria Taube. »Sie sind superlieb, du wirst sie ins Herz schließen.«

»Superlieb«, sagte Rebecka. »Das klingt bedrohlich. Posten die etwa Sprüche wie: ›*Friends don't let friends skip yoga*‹ auf Instagram?«

»Nein«, erwiderte Maria Taube. »Ich verspreche dir, dass wir alle ein paar Kilo zu viel wiegen und hart arbeitende Anwältinnen und Controllerinnen sind. Wir sind äußerst unfit und überarbeitet. Keine von uns hat Zeit für Yoga.«

»Essen alle Fleisch?«, fragte Rebecka. »Und Kohlenhydrate? Und glauben sie vielleicht auch, dass Kindern weißen Zucker zu geben auf dasselbe rausläuft, wie ihnen Heroin zu spritzen?«

»Ja! Und nein! Wir essen alles. Überfahrenes Wild und Industriezucker.«

»Na dann!« Rebecka lachte. »Ihr seid in meiner Sauna willkommen. Das wird total nett. Ich stelle das Bier und das Wild. Wer Weizenkeime essen will, soll sie selbst mitbringen.«

Dann sagte sie hastig: »Ich muss aufhören. Bis später.«

»Ciao«, zwitscherte Maria Taube munter.

Sie gehörte definitiv nicht zu den Leuten, die beleidigt waren, wenn andere das Gespräch beendeten.

Immerhin habe ich nicht gejammert, dachte Rebecka. Und ich habe mich zuerst verabschiedet. Aber wie konnte ich bloß einen Trupp Frauen aus Stockholm zu einer Party in Kurravaara einladen?

In diesem Augenblick hörte sie ein Gebell vom Parkplatz. Sie schaute aus dem Fenster. Rotzwelpe saß in der Hundebox in ihrem Auto. Die Heckklappe war geöffnet. Das Wetter war perfekt, nicht zu kalt und nicht zu warm. Und immer wieder blieben Polizisten stehen, um mit ihm zu reden und ihn durch das Gitter zu streicheln. Viel unterhaltender als das Leben unter Frauchens Schreibtisch. Rotzbengel hatte sich erhoben und kläffte eifrig ein Auto an, das gerade auf den Parkplatz einschwenkte. Krister Erikssons Jeep.

In letzter Zeit erschien er nicht mehr so oft auf der Wache. Er arbeitete in der ganzen Region Norrbotten als Hundeführer und war die meiste Zeit dienstlich unterwegs.

Rotzbengel drehte sich im Käfig im Kreis. Krister hatte ihn immer zum Spurentaining mitgenommen, als er und sie noch zusammen gewesen waren. Rotzbengel liebte ihn abgöttisch.

Rebecka sah, wie Krister ausstieg und Rotzbengel durch das Gitter begrüßte. Dann schaute er zu Rebeckas Büro hoch. Sie winkte. Er deutete ein Nicken an und schaute zu Boden. In diesem Augenblick stieg seine Freundin aus dem Auto.

Rebecka zwang sich dazu, am Fenster stehen zu bleiben. Marit Törmä war sportlich gekleidet, im angesagten Vintage-Stil. Verblichener roter Anorak aus den Siebzigerjahren, Hosen aus handgegerbtem Rentierleder. Das blonde Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengefasst. Sie war ein fröhlicher Mensch. Und außerdem gut aussehend. Die ganze Wache war aus dem Häuschen geraten, als Krister und Marit ein Paar wurden. Klar, auch Rebecka war eine Eroberung gewesen, aber nichts im Vergleich! Marit Törmä hatte bei den Juniorenmeisterschaften eine Goldmedaille im Biathlon errungen. Außerdem war sie eine echte Outdoor-Enthusiastin. Sobald sie und Krister frei hatten, zogen sie in die Berge.

Das ist in Ordnung, dachte Rebecka. Bestimmt heiraten sie bald. Er hat jemanden wie sie verdient.

Marit sah plötzlich zu ihr hoch und winkte eifrig.

»Hallo, Rebecka!«, rief sie.

Rebecka lächelte angestrengt und winkte zurück. Sie sah die beiden im Gleichschritt auf die Eingangstür zugehen.

Hör schon auf, ermahnte sie sich. Lass diesen Unsinn.

Ihr Telefon klingelte. Der Rechtsmediziner Lars Pohjanen.

»Hallo, Martinsson«, krächzte er. »Ich habe gehört, dass dein Leben im Augenblick ziemlich trostlos ist.«

Rebecka trat vom Fenster zurück und nahm auf dem Besucherstuhl Platz, obwohl dieser mit Papieren vollgepackt war.

»Wer erzählt denn so etwas?«

Pohjanen holte ein paar mal rasselnd Luft und antwortete dann: »Man sagt, von Post habe dir die ganzen offenen Ermittlungsverfahren aufgebrummt. Ich rufe an, um dich ein wenig aufzumuntern. Wollte dir eine Leiche zeigen, falls du Interesse hast.«

»Die aus der Kühltruhe? Rantakyro hat von ihr erzählt. Ja, so was könnte mich durchaus aufmuntern.«

Er lachte. Ein entsetzliches Geräusch.

»Na, dann bequem dich mal hierher.«

»Ich will dir ja nicht dreinreden«, meinte Rebecka zögernd, »aber müsste nicht von Post ...«

»Ach der«, sagte Pohjanen genervt. »Er kann das Protokoll lesen, wenn ich fertig bin. Komm rüber, Martinsson, bevor ich es mir anders überlege.«

Sie klappte ihren Computer zu und beschloss, Feierabend zu machen. Dann fuhr sie zu Pohjanen. Unterwegs dachte sie an Krister. Immerhin hatte er zu ihr hinaufgeschaut. Was konnte das bedeuten?

Sie schwankte zwischen alles oder nichts.

Marit Törmä begrüßte Kristers Kollegen auf der Wache. Krister wollte nur einen Bericht abgeben, und dann würden sie in

den Wald aufbrechen. Sie sprach mit Karzan über Fitnessstraining und erkundigte sich bei Magda nach ihrem Pferd.

Fred Olsson stellte eine größere Herausforderung dar. Sie wusste, dass er seine Garage mit Servern vollgestellt hatte, mit denen er Bitcoins schürfte. Natürlich konnte sie ihn darauf ansprechen. Aber seine Antworten waren vollkommen unverständlich. Und die ganze Zeit stach sie der Gedanke an Rebecka Martinsson wie eine lose Wimper im Auge. Krister konnte Rebecka kaum begrüßen. Seine Augen bekamen einen besonderen Ausdruck, wenn ihm Rotzbengel durch das Gitter hindurch die Hände ableckte. Weich und traurig zugleich. Wenn er sich dann wieder Marit zuwandte, war sein Gesicht leer wie eine Wohnung, die zum Verkauf stand.

Oben im Pausenzimmer begegneten sie Anna-Maria. Marit erkundigte sich nach ihren Kindern, und Anna-Maria erklärte, sie seien auf Ebay gratis erhältlich. Warum kam Krister nicht endlich über Rebecka hinweg? Natürlich hatte er allen Grund, wütend auf sie zu sein, aber schließlich waren zwei Jahre vergangen, seit sie Schluss gemacht hatten. Und jetzt hatte er ja Marit.

Ich bin ein guter Fang, dachte sie.

Sie hatte sich die Männer aussuchen können und nie einen Grund zur Eifersucht gehabt. Das Gefühl, ihn von diesem Hundekäfig wegzerren zu wollen, war ihr neu.

Rebecka eilte durch die menschenleeren Korridore des Kirunaer Krankenhauses. Aus politischen Gründen waren sowohl die Entbindungsstation als auch die Notfallchirurgie geschlossen worden. Den Rechtsmediziner Pohjanen hatten sie jedoch nicht vertreiben können. »Macht den Laden ruhig zu«, hatte er gesagt, »verlegt die Pathologie, dann kann ich mich endlich zur Ruhe setzen.« Also wurde nichts daraus, solange er noch lebte. Noch beherrschte er sein unterirdisches Reich.

Als Rebecka an der Pathologie klingelte, erschien Anna Granlund, Pohjanens Medizintechnikerin.

Sie lächelte Rebecka wie eine Verwandte an, mit der sie ein

baldiger Verlust verband. Pohjanen hatte sich selbst bereits eine geraume Weile überlebt. Er arbeitete, weil er Lust dazu hatte, und Granlund machte es möglich. Sie entkleidete seine Leichen, setzte die Schnitte so akkurat, wie er es wünschte. Sie wog die Organe, zerschnitt Leber, Herz, Nieren und Lungen und ordnete diese in sauberen Reihen auf dem Stahltisch an. Sie öffnete Mägen und schlitzte Därme auf, um deren Inhalt zu untersuchen, sägte Schädel auf, hob das Gehirn heraus, wechselte den Akku in Pohjanens Diktafon, trichterte ihm ein wenig Apfelsaft ein, tippte sein Protokoll, wenn er damit fertig war, und nähte die Toten vor ihrer letzten Reise wieder zu.

»Hallo«, begrüßte Anna Granlund Rebecka mit leiser Stimme. »Er schläft, aber er wollte, dass ich ihn wecke, sobald du da bist.«

Pohjanen schlief im Pausenzimmer auf seinem durchgelegenen Sofa, wütende, unregelmäßige, flache Atemzüge. Er erwachte, noch ehe Anna Granlund seinen Arm berührte. Beim Anblick Rebeckas wurde sein Gesichtsausdruck milder.

»Martinsson«, sagte er zufrieden, erhob sich auf schwachen Beinen und stutzte dann. »Was ist denn mit dir los? Du siehst furchtbar aus.«

Rebecka und Anna Granlund sahen sich an. Er durfte nach Herzenslust über sie herziehen. Wenn er bloß am Leben blieb.

Er hielt sich an das Prinzip »Angriff ist die beste Verteidigung«. Schließlich war er es, der furchtbar aussah. Seine Haut erinnerte an gelbes billiges Papier, er hatte dunkle Ringe um die Augen, seine Wangen waren eingefallen, und am Sofa lehnte ein Stock. Pohjanen warf ihm einen finsternen Blick zu, als hätte er ihn verpetzt, und machte sich dann mühsam ohne Stock auf den Weg in den Seziersaal.

»Ich muss erst nächste Woche ins Gericht«, meinte Rebecka. »Dann dusche ich und ziehe ein Kostüm an. Vielleicht putze ich mir sogar noch die Zähne.«

Der Tote lag im Obduktionssaal auf einem Stahltisch.

Wie ein Gegenstand, den ein Archäologe aus einem Moor ausgegraben hat, dachte Rebecka.

Der Kleiderstapel auf dem Arbeitstisch an der Wand gehörte vermutlich ihm.

Pohjanen ließ sich auf einen rostfreien Hocker mit Rollen sinken und streifte Latexhandschuhe über. Rebecka vergrub ihre Hände tief in den Hosentaschen. Diese Lektion hatte sie im Laufe ihrer Jahre mit Pohjanen gelernt: »Hände in die Taschen. Zu Fäusten ballen. Weitermachen.«

»Die Leiche ist, wie du sehen kannst, nicht mehr ganz frisch«, meinte Pohjanen. »Offenbar hat sie sehr lange in der Kühltruhe gelegen. Sie ist gewissermaßen gefriergetrocknet.«

»Erschossen«, sagte Rebecka und betrachtete das Loch in der Brust des Toten.

Seine Brust war mit einer Stripperin tätowiert, die ein Paar Boxhandschuhe um den Hals trug. Die Kugel hatte ihren Hals getroffen.

»Zur Todesursache kommen wir schon noch. *Älä hättäile*, keine Eile! Ich hatte den Verdacht, dass sich da Tätowierungen verbergen, deshalb habe ich die Oberhaut abgekratzt, um zu sehen, was sie darstellen. Die Farbpigmente sitzen in der Lederhaut, die Tätowierungen traten also nach einer Weile deutlich zum Vorschein. Die Preisfrage lautet: Was kommt dir in den Sinn, wenn du sie siehst?«

»Nichts.«

»Nichts? Die Stripperin auf der Brust? Die Matrosentattoos auf den Armen? Die zähnefletschenden Eisbären? Die drei Knast-Punkte? Du bist einfach zu jung. Der Mann hat dieselben Tätowierungen wie Börje Ström!«

»Der Boxer?«

»Genau. Seltsam, nicht wahr? Ström erfreut sich allerdings bester Gesundheit. Ich habe ihn also angerufen. Wir sind über drei Ecken verwandt. Seine Mutter und mein Vater sind Cousine und Cousin.«

»Du hast ihn angerufen... Findest du nicht, dass die Polizei...?«

»Sein Vater, Raimo Koskela, verschwand 1962, als Ström elf

Jahre alt war. Ström bestätigte, dass sein Vater dieselben Tätowierungen hatte wie er selbst. Was, soweit ich weiß, bislang nie in einem Interview zur Sprache gekommen ist. In der Familie war davon auch nie die Rede, aber wir haben natürlich nicht so viel über ihn gesprochen.«

Pohjanen schüttelte sich, als hätte er seinen Kopf gerade aus einem Eimer Eiswasser gezogen. Rebecka fragte sich, welche Erinnerungen er wohl gerade abschütteln wollte.

»Ich habe mir auch die Kühltruhe angeschaut, in der er angeliefert wurde«, fuhr Pohjanen fort, streifte seine Latexhandschuhe ab und warf sie mit bemerkenswerter Treffsicherheit in den Mülleimer. »Die hätte sich ganz gut in einem dieser Antiquitätenprogramme im Fernsehen gemacht. Ich habe ein Foto davon an die Forensik gemailt. Die meinten, sie sei aus den späten Fünfziger-, frühen Sechzigerjahren. Und hier kommen wir zu meinem, hmmm, Dilemma, hmmm ...«

Rebecka wartete geduldig, bis sich Pohjanen geräuspert und wieder Luft bekommen hatte. An der Spüle hob Anna Granlund den Kopf wie ein Rentier, das Gefahr wittert.

»Gottverdammich«, fluchte Pohjanen, hustete und spuckte in ein Stofftaschentuch, das er anschließend rasch zusammenknüllte und in die Tasche steckte.

»Dein Dilemma«, half ihm Rebecka auf die Sprünge wie einem Zeugen vor Gericht, der den Faden verloren hat.

»Ja«, sagte Pohjanen und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Wie du so treffend observiert hast, handelt es sich um einen Schuss in die Brust. Das Problem ist nur, dass die Straftat verjährt ist.«

»Da hat von Post aber Pech gehabt«, meinte Rebecka. »Eine aufsehenerregende Gefrierleiche hätte ihm zugesagt.«

»Und Glück für dich«, meinte Pohjanen. »Ich dachte, du könntest dir den Mord ein wenig anschauen. Spaßeshalber.«

»Was?«, sagte Rebecka. »Warum sollte ich ›spañeshalber‹ einen verjährten Fall, einen über fünfzig Jahre zurückliegenden Mord, aufklären wollen? Ich bin keine Hobbydetektivin.«

»Ström zuliebe«, konterte Pohjanen. »Sein Vater wurde sein Leben lang vermisst, und jetzt taucht er in einer Kühltruhe wieder auf. Stell dir mal vor, wie es ihm geht?«

»Das muss schrecklich sein«, erwiderte Rebecka und schaltete auf ihre zarteste Arbeitsstimme um, was bedeutete, dass sie sich nicht umstimmen lassen würde. »Aber ich nehme keine privaten Ermittlungen auf, um seinen Seelenfrieden zu gewährleisten. Das muss dir doch wohl klar sein?«

Ein Millimeterlächeln, verschränkte Arme, Kopf leicht zur Seite geneigt. Ihre Außen-weich-innen-knallhart-Positur, die Pohjanen in Wut versetzte. Er ließ sich nicht gerne manipulieren.

»Nein, das ist mir gar nicht klar«, schnauzte er. »Ich will nur, dass du dir diese Sache in deiner Freizeit ein wenig anschaust.«

»In meiner Freizeit!«, rief Rebecka mit einem kalten Lachen. »Und was für eine Freizeit soll das sein?«

»Keine Ahnung!«, keifte Pohjanen. »Die Zeit, in der du keine Kinder vom Hort einsammelst und Essen für die Familie kochst.«

Rebeckas Augen wurden schwarz wie Sumpfsen im Spätherbst. Ihre Lippen öffneten sich ein wenig, als sie nach Luft schnappte.

Pohjanen bereute seine übereilten Worte sofort, aber sich zu entschuldigen, war nie seine Stärke gewesen. Also sprach er weiter, jetzt allerdings in einem milderem Tonfall.

»Du könntest doch mal mit der Schwester des Kühltruhenbesitzers reden? Der liegt übrigens nebenan. Mit dem kann man nicht mehr reden.«

Er lachte und nickte Richtung Kühlraum. Dann sprach er weiter, als wolle er mit Worten einen möglichst großen Abstand zwischen sich und seiner jüngsten Bemerkung über ihr Familienleben herstellen.

»Er ist vor zwei Wochen gestorben, und zwar an ausgesprochen natürlichen Ursachen für einen alten Alkoholiker. Herzrhythmusstörungen und zu guter Letzt Herzstillstand. Das Herz wog ein halbes Kilo ... Dass er überhaupt 72 Jahre alt geworden ist, grenzt an ein Wunder. Seine Schwester ist morgens auf Skiern

über den Fluss gefahren, um nach dem Rechten zu sehen, und, tja, Bruder tot und Ströms Vater in der Kühltruhe. Sie verständigte die Polizei, und die Kühltruhe wurde mittels Helikopter-Seilwinde ans Festland geschafft und dann hierhergefahren. Die Schwester heißt übrigens Ragnhild Pekkari. Sie wollte recht bald wieder auf die Insel zurückkehren. Sie will offenbar noch einen Hund holen. Ich gebe dir ihre Nummer ...«

Er hielt inne, denn Rebecka starrte ihn an, als hätte sie ein Gespenst gesehen.

»Ragnhild Pekkari?«, sagte Rebecka gedehnt. »Wie hieß diese Insel noch gleich?«

»Das ist mir entfallen ...«

»Palosaari?«, fragte Rebecka. »In Kurkkio? Und der Besitzer der Kühltruhe, der tote Alki, hieß der Henry Pekkari?«

»Ja«, antwortete Pohjanen. »Kennst du ihn? Er liegt da drin.«

Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter Richtung Kühlraum.

»Willst du ihn sehen?«

Rebecka errötete.

»Nein. Aber Henry Pekkari ist mein Onkel, Ragnhild ist meine Tante. Genauer gesagt ist meine Mutter in dieser Familie als Pflegekind aufgewachsen.«

»Wie bitte?«, rief Pohjanen fassungslos. »Dann hast du ja umso mehr Grund ...«

»Keinesfalls«, fiel Rebecka ihm ins Wort. »Von mir aus können sich die Pekkaris zum Teufel scheren.«

POHJANEN LIESS SICH AUF SEIN abgenutztes Sofa sinken. Rebecka hatte sich schnellstens verabschiedet und war verschwunden. Er hatte sie nach ihrer Tante ausfragen und sie zum Bleiben bewegen wollen, aber er hätte sich genauso gut einem Güterzug in den Weg stellen können.

Das war schon ein seltsamer Zufall. Alles, was er über Rebeckas Familie mütterlicherseits wusste, war – nichts, wie er jetzt einsah. Ihre Mutter war entweder bei einem Unfall oder aus freien Stücken ums Leben gekommen, als Rebecka zwölf Jahre alt gewesen war. Sie war vor einen Lastwagen gelaufen. Es gab also eine Tante. Obwohl Rebeckas Mutter ein Pflegekind gewesen war. Wie nannte man das dann? Pflege-Tante? Das klang seltsam. Und einen toten Pflege-Onkel. Zudem noch eine Leiche in der Kühltruhe dieses Onkels.

»Man staunt immer wieder aufs Neue«, sagte er mit krächzender Stimme zu Anna Granlund, die gerade die Spülmaschine ausräumte. »Das kannst du mir auf den Grabstein schreiben.«

Anna Granlund tauchte in der Tür auf.

»Was hast du über Grabsteine gesagt?«, fragte sie besorgt.

Aber Pohjanen war schon wieder eingeschlafen. Sein Kinn ruhte auf seinem Schlüsselbein. Anna Granlund ging auf leisen Sohlen auf ihn zu und schob ihm ein Kissen zwischen Schulter und Ohr.

Eine vorsichtige Berührung weckte ihn schließlich. Neben ihm stand jedoch nicht Granlund, sondern eine fremde Krankenschwester. Sofort befahl ihm schlechte Laune. Er mochte nicht, wenn ihn Fremde schlafen sahen. Und erst recht nicht, wenn sie ihn anfassten. Sie trug eine rosa Arbeitshose und einen passenden Kittel.

Seit wann sehen sie aus wie Kaugummis?, überlegte er. Was ist eigentlich los?

Er schaute auf die Uhr. Viertel nach sieben. Seine Frau wartete mit dem Abendessen.

»Jemand will Sie sprechen«, sagte der Kaugummi. »Ich habe gesagt, dass Sie beschäftigt seien, aber ... es ist Börje Ström. Er hat auf der Notaufnahme nach Ihnen gefragt. Er ist den ganzen Weg von Älvsbyn hierhergefahren.«

In der Tür hinter ihr stand ein Mann mit Schultern breit wie eine Kuhstalltür und langen Armen, die in birkenknollengroßen Fäusten mündeten. Sein Haar war blond und gewellt. Die Augen waren blau wie das Frühlingseis, und seine äußeren Augenwinkel schienen nach unten zu hängen, was ihm ein trauriges Aussehen verlieh. Natürlich war sein Nasenbein gebrochen, das Markenzeichen eines Boxers.

Pohjanen erhob sich. Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar, über die Mundwinkel, falls er gesabbert haben sollte, strich seinen grünen Kittel glatt, kontrollierte hastig, ob er fleckig war oder ob er ihn falsch geknöpft hatte.

»Börje Ström«, sagte er atemlos. »Meine ...«

Er streckte die Hand aus, während der Kaugummi schnell wieder verschwand.

Börje Ström drückte dem Rechtsmediziner vorsichtig die Hand, als hätte er Angst, ihm irgendwelche Knochen zu brechen.

Sie waren ungefähr gleichaltrig, Ström war 65, und Pohjanen hatte ihm nur zwei Jahre voraus, aber jeder hätte ihn zwanzig Jahre älter geschätzt.

Pohjanen fiel plötzlich auf, dass er wohl den Mund schließen müsse. Dann öffnete er ihn aber wieder und erklärte, sie seien verwandt, Cousins zweiten Grades.

»Aber das sagte ich ja bereits am Telefon«, fuhr er entschuldigend fort. »Und wahrscheinlich wollen die meisten Leute irgendwie mit dir verwandt sein.«

»Kommt vor«, gab Börje Ström zu. »Ich dachte ... nach deinem Anruf ... dass ich ihn mir lieber mal anschau.«

»Ich verstehe«, erwiderte Pohjanen. »Natürlich. Es ist aber kein sonderlich erfreulicher Anblick.«

»Nee, das versteht sich«, meinte Ström.

»Er ist ziemlich verändert, um es einmal so auszudrücken«, sagte Pohjanen.

Und wünschte sich sofort, er hätte sich die Zunge abgebissen, statt draufloszureden.

16. JUNI 1962

DER TAG, AN DEM BÖRJES Vater verschwindet, beginnt wie ein ganz normaler Tag. Bis an sein Lebensende wird er sich an Einzelheiten dieses Tages erinnern, selbst ganz banale. Das Verschwinden ist wie eine Leuchtrakete, die alles um sie herum in grelles Licht taucht.

Börje erwacht früh, kurz nach sieben, obwohl es Sonntag ist. Er schleicht in die Küche und macht sich zwei Butterbrote. Mama schläft noch. Das Brot zerfällt, weil die kühlschrankkalte Butter zu hart ist.

Heute holt Papa ihn ab, und sie werden eine ganze Woche zusammen verbringen.

Den ganzen Tag bleibt er im Haus, schaut auf die Uhr, die Zeiger bewegen sich kaum. Seine Freunde klingeln an der Tür und fragen, ob er mitkommt, Fahrrad fahren, aber er will nicht.

Mama sitzt am Küchentisch und löst Kreuzworträtsel. Ihr Haar ist frisch gewaschen und auf große Lockenwickler aufgedreht. Sie raucht und schaut nicht hoch, als sie fragt:

»Warum gehst du nicht raus zum Spielen? Er kommt erst heute Abend.«

Dann sagt sie noch, eher zu sich selbst: »Wenn er überhaupt kommt. Er schuldet mir Geld.«

Aber Börje will einfach nur auf Papa warten. Kann nur warten. Mit einem Stapel Comics sitzt er auf seinem Bett. *Donald*

